

ASTA ZEITUNG

U N I F R A N K F U R T - S O M M E R 2 0 1 7



asta 

Stress und Langeweile



Hrsg.	ASTA der Universität Frankfurt am Main
V. i. S. d. P.	ASTA-Vorstand Anna Yeliz Schentke Juri Ghofrani Alexander «Lexi» Knodt
Anschrift	Mertonstr. 26-28, 60325 Frankfurt a.M.
Web	www.asta-frankfurt.de
Mail	info@asta-frankfurt.de
Redaktion	ASTA-Zeitungsreferat Lisa Neher Caroline Geißler und Henry Dill
eMail	zeitung@asta.uni-frankfurt.de
Gestaltung	Dominik Heusel, gegenfeuer.net
Druck	Bechtle Verlag&Druck
Auflage	49 000
Jahrgang	2017
	Die Inhalte der Artikel spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Mitglieder des ASTA oder der Redaktion wider. Die Rechte der Artikel liegen bei den Autor*innen.
Eigentumsvorbehalt	Keiner. Geben Sie diese Zeitung jeder x-beliebigen Person für x Äquivalente weiter.
Bildnachweise	Seite 1, fergregory / fotolia.com Seite 10: pixabay.com Seite 12: crimethinc.com Seite 17-22: Sarah Melz Seite 27: .marqs / photocase.com Seite 41: antifaschistischesgelsenkirchen.com Seite 50: TAZ, Lutz Möhring
	Die restlichen Bildrechte liegen bei den jeweiligen Autor*innen oder sind direkt vermerkt.

Kein Editorial

[Redacted text block]

[Redacted text block]

[Redacted text block]

[Redacted text block]

[Redacted text block]



**Berichte
aus dem AStA**

05

**„Lasst uns herum-
stehen, denn herum-
stehen ist Freiheit!“**

35



**Langeweile
& Intelligenz**

10



**Das Pflänzchen
namens Produktivität**

38

Stress



**Stress
im Kapitalismus**

11

**Ein Plädoyer für
mehr Langeweile**

39



**Uni braucht
Langweile?**

23

**Samstags gehört die
Freiheit nicht mir.**

41





Hamsterrad Studium: Gleiche Bildungs- chancen für ALLE

43



Freizeit

45



Wir sitzen alle im selben Bus!

53



Der Protest steht bevor – ein Vorspiel zum Lutherjahr

55



Langeweile

- 05 **Berichte aus dem AStA & Studierendenparlament**
Nis Thiemeier & Ben Seel,
- 09 **Was ist die AStA-Zeitung?**
- 10 **Langeweile & Intelligenz**
Salome di Xexevi
- 11 **Stress im Kapitalismus**
Hochschulgruppe farbeROT
- 15 **Drei Gedichte**
- 16 **Intervention**
Sarah Melz
- 17 **Achtsamkeit, Morgengrauen, Tresenthesen, Thanatos**
Sarah Melz
- 23 **Wir brauchen eine Diskussion über die Karriereplanung der linken Studierenden**
Emanuel Kapfinger
- 27 **Uni braucht Langeweile?**
Rajner Tatz, Alumnus
- 35 **„Lasst uns herumstehen, denn herumstehen ist Freiheit!“**
Anne Gräfe
- 38 **Das Pflänzchen namens Produktivität**
Timo Spiegel
- 39 **Ein Plädoyer für mehr Langeweile**
Nils Richterich
- 41 **Samstags gehört die Freiheit nicht mir.**
Felix Kronau
- 43 **Hamsterrad Studium: Gleiche Bildungschancen für ALLE**
R. Savić / O. Faix
- 45 **Freizeit**
Theodor W. Adorno
- 49 **Der Freitod – Ein befreiender „Nichtweg“**
Tim W.
- 53 **Wir sitzen alle im selben Bus!**
Lydia Both und David Walter
- 55 **Der Protest steht bevor – ein Vorspiel zum Lutherjahr**
von A & A
- 59 **Warum ich mit Sicherheit verliebt bin**
Marietheres Hilke
- 63 **Call for Papers**
Universität und Revolution

Berichte aus dem AStA & Studierendenparlament

Seit der Wahl des Studierendenparlaments (StuPa) im vergangenen Januar sind nun einige Monate vergangen. Zeit für einen kurzen Überblick von den Highlights aus den ersten drei Sitzungen des neuen StuPas:

In der Sitzung vom 06. März musste zunächst ein neues Präsidium für die Legislatur gewählt werden. Für das Amt der StuPa-Präsidentin stand Malena Todt (Bündnis 90/Die Grünen-Hochschulgruppe) zur Wahl, während Robin Brünn (Juso-Hochschulgruppe) als ihr Stellvertreter antrat. Beide wurden gewählt, jedoch trat Robin schon vor der nächsten Sitzung wieder von seinem Amt zurück. Weiterer Höhepunkt der Sitzung war die Ankündigung, dass der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA) eine Veranstaltungsreihe mit der Forschungsstelle NS-Pädagogik plant sowie eine Veranstaltungsreihe zur kritischen Beleuchtung Martin Luthers angesichts des sog. „Luther-Jahres“ durchführt.

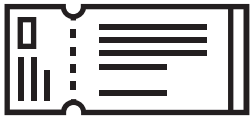
Im April stand neben der Nachwahl des StuPa Vize-Präsidenten auch die Neuwahl des AStA-Vorstands an. Als neuer Vize wurde Rachid Khenissi von der Juso-Hochschulgruppe gewählt. Nachdem der alte Vorstand durch das Parlament entlastet wurde, wurde ein neuer AStA-Vorstand gewählt und in der Folge konstituierte sich der AStA für 2017. Die AStA-Koalition besteht dabei aus der Bündnis 90/Grünen Hochschulgruppe (6 Sitze), Nieder-rad – JETZT (3 Sitze), LiLi Linke Liste, DIE FLEXIBLEN, FDH - Fachschafteninitiative Demokratische Hochschule und Demokratische Linke Liste (DL) (jeweils 1 Sitz). Damit schied die Juso-Hochschulgruppe aus der aktuellen Koalition aus. Aufmerksam lauschten darüber hinaus alle Hochschulgruppen der Präsentation des neuen Corporate-Design-Konzeptes des AStAs, welches vom Entwicklungsteam vorgestellt wurde. Es gab viel Lob und zahlreiche interessierte Nachfragen.

Auf der darauffolgenden Sitzung wurde der Beitritt der Frankfurter Studierendenschaft zum freier Zusammenschluss von

studentInnenschaften (fzs) e.V. intensiv diskutiert. Der fzs ist der überparteiliche Dachverband von Studierendenvertretungen in Deutschland und vertritt Studierende gegenüber der Öffentlichkeit, dem Bundestag, dem Bundesverfassungsgericht und in verschiedenen Gremien auf Bundesebene. Ein Vorstandsmitglied des fzs, Janek Hess, stellte in einer Präsentation die Kampagnen-, Öffentlichkeits- und Interessensvertretungsarbeit sowie die Unterstützungsarbeit für Studierendenschaften vor. Nach einer Debatte und nach kritischen Rückfragen und Rückmeldungen von Teilen der Opposition wurde der Beitritt schließlich mit 15 von 25 Stimmen beschlossen. Anschließend wurde der Beitrag zur Studierendenschaft, den alle Studierenden mit dem Semesterbeitrag zahlen, festgelegt. Im kommenden Wintersemester wird er 10 Euro betragen und ist somit 50 Cent höher als im Sommersemester 2017. Des Weiteren wurde ein Antrag der LiLi Linke Liste verabschiedet, der es dem AStA zukünftig wieder erlaubt, auch AStA-Referent*innen ebenso wie andere Mitarbeitende für die Arbeit auf Partys und Sommerfesten des AStAs zu bezahlen. Damit wurde ein Beschluss von 2015 zurückgenommen. Aus der Opposition wurde der Antrag kritisiert, schlussendlich wurde er mit 14 Stimmen bei 3 Nein-Stimmen und 7 Enthaltungen beschlossen.

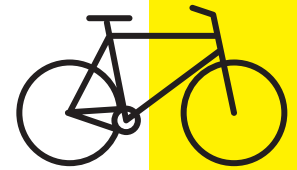
Nis Thiemeier & Ben Seel,
Öffentlichkeitsbeauftragte des
Studierendenparlaments





Das Referat für Verkehr und Ökologie hat in den letzten Wochen u. a. Folgendes gemacht:

- ▶ Wir haben das hessenweite Schüler*innen-Ticket für 365€ im Jahr im Blick und arbeiten mit der Uni zusammen, um dieses auch für unsere Studierenden verfügbar zu machen.
- ▶ Wir verhandeln mit Call a Bike für verbesserte Konditionen.
- ▶ Wir haben einen Fahrradbasar und einen Fahrradcheck zusammen mit MateMobil und dem ADFC ausgetragen.
- ▶ Wir kämpfen gerade für die Errichtung einer Fahrradwerkstatt, bei der Ihr eine kostenlose Hilfe zur Selbsthilfe bekommt.
- ▶ Wir stellen Euch ab sofort 250 Gutscheine für eine kostenlose Fahrradrechtsberatung bei BikeRight zur Verfügung.



Niederrad-Referat

Als aktuell jüngstes Referat möchten wir hier die Gelegenheit nutzen, uns kurz vorzustellen.

Unser Hauptaufgabenbereich liegt auf dem Campus Niederrad. Zu zweit kümmern wir uns um aktuelle Missstände rund um die Bibliothek und die Mensa.

Zurzeit gibt es in Niederrad nur eine Gemeinschaftsmensa für Mitarbeiter*innen und Gäste des Klinikums, sowie für Studierende. Die Preise dort sind nicht annähernd vergleichbar mit den Verhältnissen im Westend, von der Qualität des Essens ganz zu schweigen. In der Vergangenheit wurden schon einige Gespräche mit dem Leiter des Klinikums und anderen beteiligten Personen geführt. Unser Ziel ist es, die Verhandlungen weiter am Laufen zu halten, um in der neuen, voraussichtlich 2018 fertig gestellten Mensa wesentlich bessere Konditionen für Studierende gewährleisten zu können.

Unser zweiter Schwerpunkt liegt auf der Bibliothek der Mediziner*innen, die sich in keinster Weise mit denen auf dem Campus Westend messen kann, seien es fehlende Lampen, wenige Plätze oder ungünstige Öffnungszeiten. Auch hier haben wir Kontakt mit den leitenden Personen aufgenommen. Die Gespräche sind aktuell im Gange. Wir streben an, merkliche Verbesserungen für die Lern- und Arbeitsbedingungen in der Bibliothek zu erwirken.

Nach den ersten drei Monaten liegt noch eine Menge Arbeit vor uns. Wir freuen uns dennoch auf eine produktive Zeit und Spaß bei der Arbeit im AstA.



StuPa verurteilt antisemitische BDS-Kampagne

Auf seiner letzten Sitzung reagierte das Studierendenparlament (StuPa) der Goethe-Universität auf das verstärkte Auftreten von Veranstaltungen der antisemitischen Kampagne „Boycott, Divestment and Sanctions (BDS)“. Beispielhaft hierfür stehe die Umstrittene BDS-Veranstaltung des AstAs der Universität Duisburg-Essen und die KoPi-Konferenz „50 Jahre Israelische Besatzung“ in Frankfurt im vergangenen Monat.

Mit der Kampagne „BDS“ werden Wirtschaftssanktionen gegen Israel gefordert, sowie zum Boykott von Israelischen

Waren oder kulturellen Institutionen aufgerufen: „Der Aufruf zum ‚Wissenschaftsboykott‘ ist ein schwerer Angriff auf die Wissenschaftsfreiheit, deshalb hat die BDS Kampagne an der Universität nichts zu suchen. Das Konzept einer Dämonisierung verbunden mit umfassenden Boykottkampagnen sehen wir klar in der Tradition des sogenannten ‚Judenboykotts‘ im Nationalsozialismus“ Johannes Fechner, stellvertretender AstA-Vorsitzender.

Mit der einmütig beschlossenen Resolution fordert das Studierendenparlament darüber hinaus auch seine Kooperationspartner*innen auf, eine Zusammenarbeit mit der BDS Kampagne auszuschließen.



Mieten? Ja wat denn?!

Die Uni geht los und Du hast immer noch keine Bleibe in Frankfurt gefunden? Jetzt musst Du jeden Tag von außerhalb in die Stadt pendeln? Ätzend, besonders in der Woche vor Semesterstart, wenn man sich orientieren will und ohnehin schon alle Hände voll zu tun hat. Wenigstens in dieser Woche wollen wir, der AStA, Dich auch in diesem Jahr aus der Misere befreien, eine Übernachtungsmöglichkeit bieten und damit auch auf die unerträgliche Wohnungspolitik in Frankfurt aufmerksam machen.

Deshalb laden wir Dich ein, die Orientierungswoche mit uns im Studierendenhaus auf dem Campus Bockenheimer

zu verbringen. Von hier aus erreichst Du Deine Einführungsveranstaltungen schneller, kannst auf Wohnungssuche gehen und hier gibt es eine WG-Börse, außerdem werden Filme gezeigt, Vorträge gehalten, Workshops und Barabende veranstaltet. Auch wenn Du schon ein Dach über dem Kopf hast, lohnt es sich also, vorbeizuschauen!

Wo: Studierendenhaus auf dem Campus Bockenheimer, Mertonstraße 26, Frankfurt

Wann: Anreise am 9.10.2017 ab 10 Uhr – Abreise am 13.10.2017 gegen 15 Uhr

Mitbringen: Schlafsack, Isomatte, kein Zelt(!)

PS:

Bevor ihr kommt, möchten wir euch noch auf eine Sache hinweisen: wir möchten, dass es für alle Teilnehmenden eine schöne Woche wird. Deshalb haben wir Platz für alle Menschen mit und ohne Wohnraum, aber KEINEN Platz für jede Form von Antisemitismus, Rassismus, Sexismus, Homophobie oder anderen Diskriminierungen. Damit wir die Übersicht behalten und entsprechend planen können, wäre es schön, wenn du uns per Mail kurz Bescheid sagen könntest, dass du kommst:

mietenjawatdenn@asta-frankfurt.de



Das Militär ist nicht zivil!

Bei einer Berufsmesse für Studierende der Goethe-Universität am 7. Juni war die Bundeswehr mit einem Informationsstand vertreten. Die Universitätsleitung verteidigt diese Entscheidung.

In der 2013 vom Senat beschlossenen „Zivilklausel“ ist jedoch festgehalten: „Lehre, Forschung und Studium an der Goethe-Universität dienen zivilen und friedlichen Zwecken.“ Diesen Beschluss sieht die Universitätsleitung durch den Bundeswehrstand nicht verletzt, da es sich nicht um eine Lehrveranstaltung gehandelt habe.

Der AStA kritisiert diese fadenscheinige Auslegung der Zivilklausel, da im Bologna-Raum Employability selbstverständlich unter den Bereich des Studiums fällt. Wie die Universitätsleitung darauf kommt, dass eine universitäre Berufsmesse von der Zivilklausel ausgenommen sei, kann im AStA niemand verstehen.

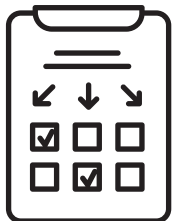
Das Militär ist nicht zivil. Dass die Bundeswehr in einer Veranstaltung der Goethe-Universität Werbung macht, ist mit den Beschlüssen des Senats nicht vereinbar.

Hilfskräfte der Goethe-Universität sagen Danke

Am Nachmittag des 21.06. besuchte das Autonome Hilfskräfte Referat zusammen mit einer Delegation von etwa 30 Hilfskräften und Studierenden den Akademischen Senat der Goethe Universität. In einem Redebeitrag wurde die Absurdität der bisherigen "Verbesserung" in Bezug auf die Arbeitsbedingungen von Hilfskräften hingewiesen. Die rein freiwillige Selbstverpflichtung, sowie eine nicht nennenswerte Lohnerhöhung von 50 Cent seien bloße Scheinverbesserung, so die Protestierenden.

Nathalie Schäfer, Referent_in im Autonomem Hilfskräfte Referat, richtete sich mit folgenden Worten ans Präsidium:

"Liebe Präsidentin, wir hatten ja nicht immer ein gutes Verhältnis. Man könnte sagen: Es war kompliziert. Man sagte uns nach, wir wären frech, gar aufmüßig. Doch, wir haben erkannt: Es war alles ein großes Missverständnis. Schließlich haben Sie so viel erreicht: Mehr Lohn. Ganze 50 Cent mehr. Nach fast zehn Jahren. Endlich. Und nicht nur das: Eine Verpflichtung, die auf das Gute im Menschen baut. Eine Selbstverpflichtung. Toll. Noch nie war Pflicht so unverbindlich. Deswegen wollten wir Ihnen Danke sagen: Danke für Nichts, liebe Präsidentin!"



Planung des Studierendenhauses verläuft schleppend

Seit 2013 planen die Universität, der AStA, Architekten und der LBIH (Landesbetrieb Bau und Immobilien Hessen) an den Plänen für das neue Frankfurter Studierendenhaus auf dem IG-Farben Campus im Westend. Nachdem das HMWK (Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst) aufgrund gestalterischer Details die Planungen um mehrere Monate blockiert hat, liegt nun die Baugenehmigung der Stadt Frankfurt vor. Mit dem Bauplan wurde ein Studierendenhaus genehmigt, welches das aktuelle Haus als kulturellen und politischen Ort ausweitet und weiterdenkt. Das neue Haus stellt sowohl durch sein Nutzungskonzept als auch durch seine Gestaltung den sterilen und tristen Gebäuden auf dem IG-Farben Campus mit großer Entschlossenheit ein eigenes Konzept entgegen.

Den aktuellen Planungsstand verdanken wir der Baukoordinatorin des AStAs, die seit Jahren mit starken Nerven die studentischen Interessen in der Planungsgruppe gegenüber der Universitätsleitung und dem Land Hessen vertritt.

Aktuell bleibt noch abzuwarten, ob im letzten Schritt noch die Anwohner*innen eine Klage gegen den Bau einreichen werden. Dieser Schritt würde die Fertigstellung des Hauses wohl um Jahre verzögern und wäre mit einem schweren politischen und finanziellen Schaden verbunden.

asta-frankfurt.de/aktuelles/pressemitteilung-hmwk-blockiert-studierendenhausplanung

AStA will Rechtsmittel gegen Razzia im Studierendenhaus einlegen

Am Abend des diesjährigen Gründonnerstags, den 13.04.2017 führte die Polizei Frankfurt mit 150 Einsatzkräften eine Stürmung und Durchsuchung im Studierendenhaus am Campus Bockenheim durch. Sämtliche Personen, die sich im Haus befanden, wurden einer Ausweiskontrolle unterzogen und als Verdächtige protokolliert, viele wurden auch abfotografiert. Der AStA lässt aktuell die Rechtsgrundlage des polizeilichen Einsatzes prüfen und wird nach Maßgabe Rechtsmittel dagegen einlegen.

In seiner Juli-Sitzung hat der Senat der Goethe-Universität die Staatsanwaltschaft nun einstimmig per Beschluss dazu aufgefordert, der Universitätsleitung und dem AStA Akteneinsicht zu gewähren. Die Einsicht, für die eine 3-Tagesfrist vorgeschrieben ist, wird dem AStA seit Monaten nicht gewährt.

asta-frankfurt.de/aktuelles/asta-will-rechtsmittel-gegen-razzia-im-studierendenhaus-einlegen



Semesterbeitrag

Das Studierendenparlament hat die Semesterbeiträge zum Wintersemester 2017/2018 festgelegt. Insgesamt beträgt der Semesterbeitrag 362,75 €. Als Rückmeldung musst du ihn bis zum 31. Juli 2017 an die Universität überweisen.

Er setzt sich aus unterschiedlichen Posten zusammen, die Anteilig vom Studierendenparlament (Stupa), vom Verwaltungsrat des Studenten[sic!]werk und durch das Hessische Hochschulgesetz festgelegt werden.

Angebote wie Semesterticket, Kulturticket, Sozialticket und Call-a-Bike werden vom AStA verhandelt. Das Studierendenparlament (Stupa) beschließt die Zuführung aus dem Semesterbeitrag. Auch die Beiträge zur Studierendenschaft werden vom Studierendenparlament beschlossen.

Finanzielle Notlage:

In besonderen Härtefällen können sich Studierende den Semesterticketbeitrag zurückerstatten lassen. Außerdem bietet das Studenten[sic!]werk eine Beratung für finanzielle Notlagen an.

Übersicht

	in €
Vom Stupa beschlossen	
RMV-Semesterticket	210
Nordhessischer VerkehrsVerbund (NVV)	5,40
Erweiterung (VGWS)	0,60
Palmengarten	1,10
Call-a-bike	2
Sozial- und Kulturticket	1,55
AStA-Härtefonds	0,60
Beitrag Studierendenschaft	10
vom Verwaltungsrat des Studenten[sic!]werk beschlossen Beitrag zum Studenten[sic!]werk	81,50
Im Hessischen Hochschulgesetz vorgeschrieben und von der Universität erhoben	
Verwaltungskostenbeitrag	50

asta-frankfurt.de/semesterbeitrag

Was ist die AStA-Zeitung?

Die AStA-Zeitung ist das Publikationsmedium der Studierendenschaft und erscheint rund drei Mal im Jahr. Der Vorstand des AStA und die Zeitungs-Redaktion verwalten und publizieren alle Ausgaben. Die Redaktion setzt sich aus drei Vertreter*innen der politischen Hochschulgruppen zusammen, wobei das Oppositionsreferat und eine weitere Stelle im Stupa gewählt wird. Der Inhalt wird aber von euch, den Studierenden selbst produziert: Es werden journalistische, essayistische und literarische Texte, Bilderserien, Kunstwerke und Bekanntmachungen des AStA abgedruckt. Vor den AStA-Wahlen erscheint außerdem jährlich eine Sonderausgabe mit Selbstdarstellungen der Hochschulgruppen. Wir wollen euch alle einbinden und dazu einladen, eure Beiträge einzureichen. Praktischerweise wird die Zeitung allen Studierenden an ihre Postadresse gesandt. Damit ist die AStA-Zeitung das einzige Mittel, zuverlässig und permanent alle Studierenden zu erreichen.

Ich möchte etwas in der Zeitung veröffentlichen, wie geht das?

In jeder normalen Ausgabe gibt es einen Hauptthemenschwerpunkt. Wenn eine neue Zeitung geplant wird, dann veröffentlichen wir einen Call for Papers. Wir verschicken diesen an uni-nahe Mailverteiler (von Fachschaften, studentischen Initiativen, Hochschulgruppen etc.) und posten den Call auf der AStA-Homepage und -Facebookseite. Wenn ihr einen Mailverteiler (keine Einzeladressen!) hinzufügen wollt, dann schreibt uns einfach die Adresse und wir berücksichtigen diese dann für zukünftige Calls. Ihr könnt aber auch unabhängig von einem vorangegangenen Call oder angegebenen Thema Beiträge zu allen Themen einreichen, die euch auf den Nägeln brennen (und die Uni oder Studierenden adressieren). Bei der Auswahl zur Publikation geeigneter Beiträge berücksichtigen wir dabei neben ihrer Qualität auch ihre Relevanz. Außerdem verfolgen wir den Grundsatz, keine sexistischen, rassistischen oder antisemitischen Beiträge jeglichen Ausmaßes zu veröffentlichen.

Warum bekomme ich den „Call“ und die Zeitung nicht per E-Mail?

Aus datenschutzrechtlichen Gründen ist es dem AStA, im Gegensatz zu vielen anderen ASten, zurzeit leider nicht erlaubt, E-Mails an alle Studierenden zu verschicken. Das darf bislang nur das Uni-Präsidium, das uns bisher hierfür kaum Möglichkeiten bietet oder wenn doch, dann nur unter strengen Bedingungen. Der AStA bemüht sich in aktuellen Verhandlungen darum, diesen Missstand zu beheben, so dass auch wir den E-Mailverteiler nutzen dürfen, um alle Studierenden zu erreichen. Bis dahin haben wir leider keine Möglichkeit, alle Studierenden digital zu erreichen. Aber folge uns doch einfach auf Facebook, dann bekommst du den „Call“ auf jeden Fall mit! Zusätzlich wird der Call für die nächste Ausgabe meist am Ende der aktuellen Ausgabe mit abgedruckt.

Wie ändere ich meine Adresse für die Zeitung?

Wenn du keine Zeitung erhältst, obwohl du das eigentlich müsstest oder umgezogen bist, dann ist es ganz einfach deine Adresse zu ändern. Wir vom Zeitungsreferat oder vom AStA können da leider nichts machen. Da eure Adressdaten unter Datenschutz stehen, habt nur ihr(!) die Möglichkeit, diese einzusehen und zu verändern. Das könnt ihr mit eurem HRZ-Account unter <https://qis.server.uni-frankfurt.de> machen. Wenn ihr euch durch das Menü klickt, dann folgt den Reitern: Startseite → Allgemeine Verwaltung → Kontaktdaten ändern → Postanschrift und E-Mail-Adresse. Hier habt ihr die Möglichkeit, mithilfe eurer I-Tan-Liste eure aktuelle Adresse anzugeben. Das funktioniert sogar im Erasmus-Semester!

Ist es möglich die Zeitung abzubestellen?

Nein, das ist leider nicht möglich, da wir wie oben beschrieben aus datenschutzrechtlichen Gründen keinerlei Zugriff auf eure Adressen und Kontaktdaten haben, sondern nur die Universität. Außerdem, und das ist der entscheidende Punkt, ist die AStA-Zeitung die Mitgliederzeitung der Studierendenschaft und ist somit deren Allgemeinheit verpflichtet.

Ist es möglich, die Zeitung auch zu beziehen, wenn ich nicht an der Uni Frankfurt immatrikuliert bin?

Ja, sie liegt im Studierendenhaus am Campus Bockenheim, in der Karl-Marx-Buchhandlung und an vielen studentischen Räumen aus und kann dort kostenlos mitgenommen werden. Verschickt wird sie allerdings nur an Studierende der Uni Frankfurt und es gibt leider keine Möglichkeit, sie als Nicht-Studierender postalisch zugeschickt zu bekommen.

Warum erhalte ich die Zeitung nicht per Post?

Wahrscheinlich bist du bei der Uni nicht mit deiner aktuellen Adresse gemeldet, siehe dazu den Punkt weiter oben. Du kannst die AStA-Zeitung aber auch als PDF-Datei über die AStA-Homepage beziehen, sie liegt außerdem im Studierendenhaus am Campus Bockenheim, in der Karl-Marx-Buchhandlung und an vielen studentischen Räumen aus.

Was kostet die AStA-Zeitung?

Die AStA-Zeitung ist für jede*n kostenlos. Die Herstellungs- und Versandkosten machen nur einen Bruchteil des AStA-Haushalts aus, bei zurzeit etwa 48.000 Studierenden kostet sie jedem ca. 0,25 € pro Ausgabe.

Warum erscheint die Zeitung nicht digital?

Die AStA-Zeitung erscheint seit Jahren sowohl in digitaler als auch analoger Form. Sie kann als PDF-Datei auf der AStA-Homepage runtergeladen werden. Ansonsten halten wir auch weiterhin an dem analogen Versand an alle Studierenden fest: Zum einen, weil wir gegenwärtig keine Möglichkeit haben, auf einem anderen Weg alle Studierenden zuverlässig zu erreichen (s.o.), und zum anderen, weil eine Zeitung in Papierform einen ganz anderen Stellenwert besitzt als eine PDF-Datei.

Langeweile & Intelligenz

ein unglücklicher Kommentar
aus dem Mittelmaß

Ich frage mich häufig, ob und wo ich auf dem Intelligenzspektrum mit meinem roten Marker einen Stern setzen darf, denn ich langweile mich nie, selbst wenn ich wollen würde.

Die händchenhaltende Beziehung zwischen Intelligenz und Langeweile wird von vielen Studien belegt: Hochbegabte Kinder langweilen sich im Unterricht, unterforderte Angestellte, die früher hochbegabte Kinder waren, sind jetzt hochbegabte Underachiever und neben den tüchtigen, folgsamen Ratten, die ausgebrannt aus dem Hamsterrad fallen, gibt es das Boreout-Syndrom. Soll wohl so viel heißen wie: zu Tode gelangweilt.

So etwas könnte mir nie passieren. Starrend, den schon kalten Kaffee trinkend, bohre ich Löcher in den Baum vor meinem Fenster und sobald ich zur Küchenuhr blicke, wird aus dem bauschigen Tagtraum weicher Wolle, ein ekelerregender, grotesk angeschwollener Abszess an vergangener Zeit und ich bin spät dran mit allem. Wenn ich dann endlich losgehe und mir die Kopfhörer in die Ohren stopfe – ich könnte mich ja langweilen? bitte? – überlege ich, ob ich mir nicht langsam Sorgen machen müsste, um die ausbleibende Langeweile und den getilgten Intellektuellen Intellekt.

Aber vielleicht ist dies auch einfach mein Limit, vielleicht verlange ich zu viel. Wenn ich auf meine Finger blicke, sehe ich die Schreibeule am rechten Stinkefinger nicht mehr, bei deren Betrachtung man auf den ersten Blick erkennen konnte: „Oh ja, diese Person geht einer geistigen und lobenswerten Arbeit nach. Es ist kein Dreck unter ihren Fingernägeln zu sehen! Die intellektuelle Elite von morgen!“

Schmerz heißt der tiefe Spalt, der sich durch mein Gemüt zieht. Des Spaltes Name ist die Frage: warum bin ich dumm?

Salome di Xexevi



Stress im Kapitalismus

Wir, die marxistische Hochschulgruppe farbeROT, bemühen uns um Erklärungen: – zu den Glanztaten der Politik in Deutschland und der Welt; – zu unserer schönen Marktwirtschaft, die den Sachwaltern der Bundesrepublik alle Mittel für ihr ausgreifendes Auftreten in Europa und anderswo so zuverlässig einspielt; – und auch zu solchen ‚Phänomenen‘, wie sie in dieser Ausgabe der AStA-Zeitung Thema sind, die zu unserer Gesellschaft offenbar so selbstverständlich dazugehören, dass sie selbst schon ohne weiteres eine Spielwiese zur witzigen, neuen, geistreichen, kreativen Befassung, einen Kulturgegenstand zur geistigen Erbauung abgeben.

Was am Thema ‚Stress‘ als selbstverständlich durchgeht, halten wir für erklärenswert: Dass diese von Medizin wie Öffentlichkeit anerkannte Krankheitsursache so notwendig zu einem Erwerbsleben im Kapitalismus dazugehört, dass niemand mehr ein Wort über diese Notwendigkeit verliert, und alle Welt bloß damit beschäftigt ist, mehr oder weniger kreativ mit dem Stress und seinen gesundheitsschädlichen Ursachen umzugehen, ist Anlass genug, ein paar der Ursachen im Folgenden auf den Grund zu gehen...

Krankheitsursache Konkurrenz*

Die Zeiten, in denen die Belastungssymptome, die heute als Burn-out bekannt sind, im Volksmund „Managerkrankheit“ hießen, sind vorbei. Es hat zwar auch im letzten Jahrhundert nicht gestimmt, dass Krankheiten dieser Art im Wesentlichen die Verantwortungsträger der Gesellschaft befallen hätten, aber im 21. Jahrhundert gelten sie auch im allgemeinen Bewusstsein als Volksleiden, das sämtliche Bevölkerungsschichten erwischt. Dass die Männer und Frauen, die an den „Schalthebeln“ der Wirtschaft ihren Dienst tun, unter gesundheitsschädlichem Stress leiden, ist nicht weiter erstaunlich. Denn auch seinen leitenden Funktionären macht der Kapitalismus das Leben nur einerseits leicht; er macht es

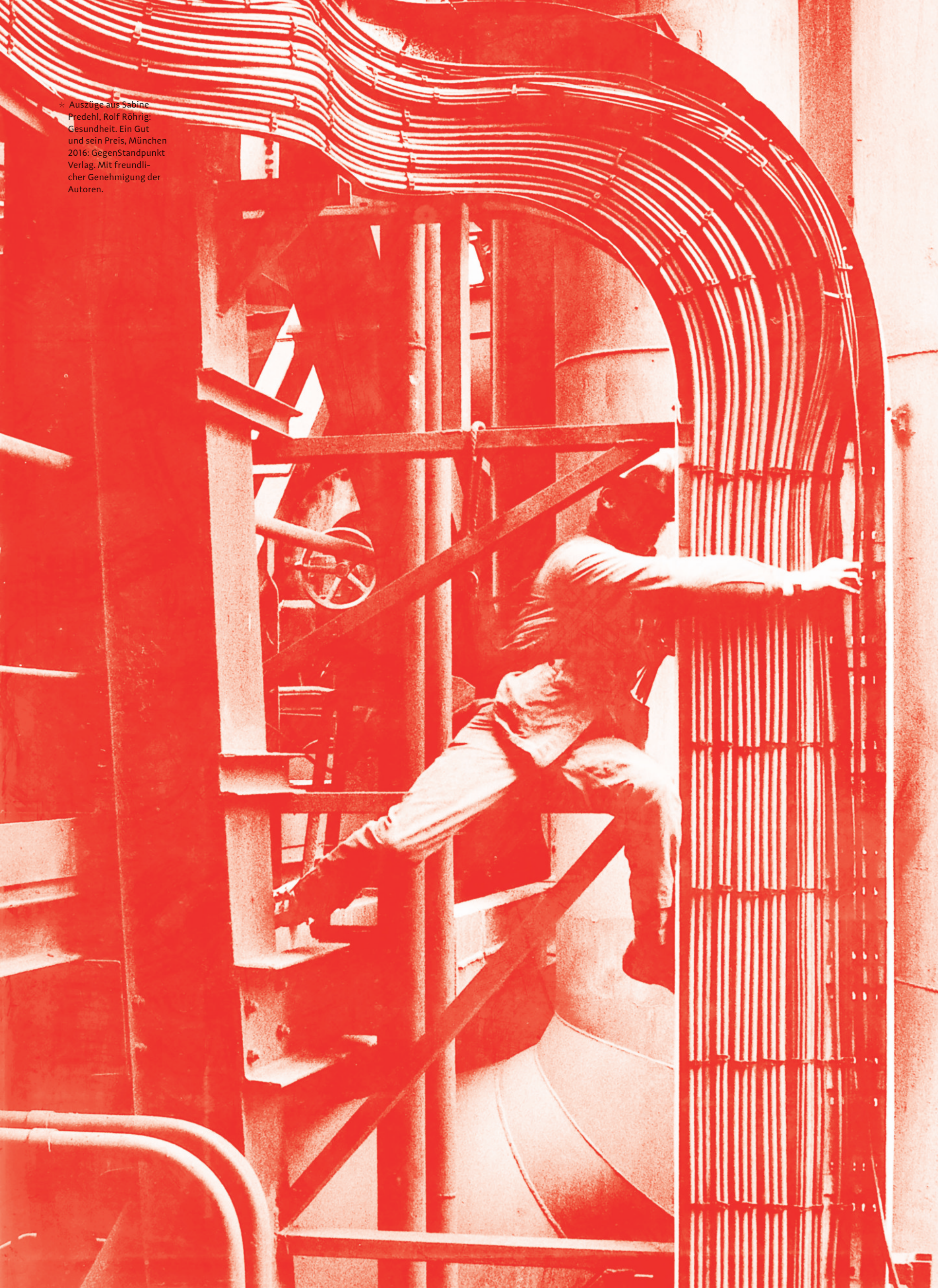
andererseits zu einem fortwährenden Konkurrenzkampf um die Karriere in der Firma und um den Geschäftserfolg der Firma. Immerhin winkt ein lohnender Preis für die Ungemütlichkeit des Konkurrierens.

Im Vergleich dazu nimmt es sich geradezu kleinlich und jedenfalls ganz unzureichend aus, was das Fußvolk des Geschäftslebens an Konkurrenzbemühungen an den Tag legt. Das wird nämlich in erster Linie verglichen; seinen Lebensunterhalt verdient es durch seine Brauchbarkeit an Arbeitsplätzen, die kapitalistische Unternehmen ganz nach ihren Kalkulationen einrichten, ausstatten und auch – bei mangelnder Rentabilität – wieder abschaffen. „Abhängig Beschäftigte“ konkurrieren mit ihresgleichen darum, benutzt zu werden. Ihre Lebenschance besteht darin, sich brauchbar zu machen für diejenigen, die Arbeitsplätze „anzubieten haben“, und – falls sie es auf einen solchen Arbeitsplatz geschafft haben – dort dann ihre Brauchbarkeit fürs Unternehmen unter Beweis zu stellen. Keines der Kriterien, die über ihre Benutzung und damit über ihren Lebensunterhalt entscheiden, haben sie selbst in der Hand, weder die geforderten sich ständig ändernden Anforderungen des Arbeitsplatzes noch die Anzahl der konjunkturabhängig geforderten Arbeitsstunden, genauso wenig die Finessen des Tarifsystems mit

seinen regelmäßig stattfindenden Neugruppierungen; geschweige denn die Entscheidungen des Betriebs, in welchen Abteilungen Rationalisierungen anstehen und welche mangels Rentabilität abgebaut gehören... Kein Wunder, dass die Sorge um den Arbeitsplatz hierzulande als einer der Haupt-Stressoren für „abhängig Beschäftigte“ zählt und die Leute sich in ihrem Berufsleben aufarbeiten, bis sie nicht mehr funktionieren und ein kundiger Mediziner die Diagnose „vegetatives Erschöpfungssyndrom“ oder „Burn-out“ stellt.

Als abhängige Variable also, die einem Vergleich unterliegt, dessen Kriterien nicht sie bestimmt, nimmt die abhängig beschäftigte Menschheit ihr Schicksal in die Hand. Man engagiert sich; man bemüht sich, betriebliche Leistungsvorgaben nicht bloß zu erfüllen, sondern zu übertreffen; man stellt selber kundige Vergleiche mit seinesgleichen an. Wenn alle Anstrengungen scheitern, sind Kollegen schuld, die sich auf Kosten anderer – gemeint ist immer man selbst – angenehmere Posten ergattern; die Firma allenfalls insofern, als sie Fähigkeiten und Moral ihrer Dienstkräfte nicht gerecht würdigt; nie die schlichte Tatsache, dass kapitalistische Unternehmen zwar selbstverständlich nur engagierte und leistungswillige, aber eben total auswechselbare Arbeitskräfte brauchen können, und auch die nur solange, wie ihr Einsatz sich lohnt. So kollidieren miteinander die gleichartigen Anstrengungen aller Beteiligten, sich in „ihrem“ Betrieb und an „ihrem“ Arbeitsplatz einzurichten, so als wären die ein passendes Betätigungsfeld der eigenen Individualität; sich mit den Umständen zu identifizieren, unter denen man den Hauptteil seines Lebens verbringt, – und damit schließlich auch noch beruflich Erfolg zu haben. Die Konkurrenzkämpfe, die da geführt werden, spielen sich in Formen ab, die wenig bis gar nichts mit den Gesichtspunkten zu tun haben, nach denen ein modernes Unternehmen seine Personalplanung betreibt, die aber geeignet sind, das Arbeitsleben erst so richtig unangenehm und zum Ausgangspunkt psychovegetativer Leiden zu machen. Gehässigkeiten unter Kollegen sind im kapitalistischen Konkurrenzalltag so üblich, dass sie mittlerweile – nach den Kriterien der WHO – den Rang einer veritablen medizinischen Diagnose erreicht haben: „Mobbing“ heißt das dann. Und am Ende kommt es zu dem Treppenwitz, dass sich in modernen Unternehmen betriebs-eigene „Mobbing-Beauftragte“ darum kümmern, dass die psychomoralischen Konkurrenzkämpfe ihrer Mitarbeiter das Zusammenarbeiten zum Wohle des Unternehmens nicht allzu sehr schädigen – eine letzte Klarstellung, dass die maßgeblichen Kriterien des Betriebserfolgs nichts zu tun haben mit den Vorstellungen derjenigen, die sich als abhängige Variable für diesen Betriebserfolg anstrengen sollen und sich außerdem daran abarbeiten, ihren Glauben aufrechtzuerhalten, genau darin läge ihre höchstpersönliche Lebenschance.

* Auszüge aus Sabine
Predehl, Rolf Röhrig:
Gesundheit. Ein Gut
und sein Preis, München
2016: GegenStandpunkt
Verlag. Mit freundli-
cher Genehmigung der
Autoren.



Neben dem systemimmanenten Stress, den die wechselnden Anforderungen an einem tendenziell nie sicheren Arbeitsplatz bereiten, ist es dieser ebenso systemkonforme wie verkehrte Glaube, der das „psycho“ ausmacht, das am Anfang eines Großteils der psychischen Belastungssyndrome und psychosomatischen Störungen steht. An diesem Glauben wird mancher Arbeitnehmer erst bei seiner Entlassung irre. Der trauert dann als Arbeitsloser oder Rentner seiner betrieblichen Heimat nach, kriegt seine Depression und hat keine Ahnung, wie sehr er sich damit als Kunstprodukt der kapitalistischen Konkurrenz unter Lohnarbeitern erweist.

Die Verschiebung der Perspektive vom Objekt, das verglichen wird, zum Subjekt, auf dessen Willen und besondere Leistungsfähigkeit es ankommt, eröffnet im Übrigen ganz getrennt vom Arbeitsleben eine eigene Welt des Ringens um Selbstbehauptung. Die eigene Person wird danach durchgemustert, ob sie gute Voraussetzungen für ein erfolgreiches Leben bietet oder dem im Wege steht. Zweifel bleiben da selten aus. Wirkliche und eingebilddete Niederlagen aus dem privaten wie beruflichen Alltagsleben werden zum Beleg für mangelnde Erfolgstitigkeit, die Selbstbespiegelung zum Dauerprogramm. Kein Wunder, dass mit dieser Perspektive am Ende sehr weitreichende wie vernichtende Urteile der abstraktesten Art herauskommen und an sich selber vollzogen werden – und schon wieder gibt es jede Menge Material für Aufklärungs-Artikel in Fernsehzeitschriften zum Thema „Volkskrankheit Depression“.

Krankheitsursache Freizeit

Angeblich ziehen sich moderne Menschen den Großteil ihrer Malaisen überhaupt ganz unabhängig von ihrem Berufsleben durch ihre privaten Vergnügungen zu. Wenn es denn so wäre, dass die Leute ihre Gesundheit für ihren Genuss verwendeten, dann hätten sie sich wenigstens einmal selber den Zweck gesetzt, für den sie sich verschleißten; wenn sie das lohnend fänden, dann hätte sich wenigstens dieses Stück ihres körperlichen Ruins einmal für sie gelohnt und nicht bloß für ihre Benutzer. Allerdings ist es so um die Freizeit der meisten Leute nicht bestellt. Erst einmal kommt nach der Arbeit die Befriedigung einer Anzahl notwendiger Bedürfnisse. Dazu würde eigentlich auch, medizinisch gesehen, ein langes Ausruhen und so viel an kompensatorischer Betätigung gehören, dass die strapazierten Organe eine Chance zur Erholung bekämen. Bis die Selbstheilungskräfte des Organismus ihr Werk verrichtet haben, wäre die Freizeit aber schon wieder vorbei und an Lebensgenuss noch gar nichts passiert. Die Notwendigkeiten der Erholung widersprechen der Freiheit, sich sein Leben nach Geschmack einzurichten.

Das fängt in der Regel schon damit an, dass für diejenigen, die einen rentablen Arbeitsplatz ausfüllen müssen, die Sache mit dem „Abschalten“ – auch nach der Erledigung der notwendigen Verrichtungen des Alltagslebens nach einem erfüllten Arbeitstag – gar nicht so einfach ist. Weil nämlich nicht nur die räumliche und zeitliche, sondern auch die geistige Distanz zur Arbeit geschaffen werden muss, so dass Abschalten – einerseits das bloß abstrakt-negative Gegenbild zur Arbeit, andererseits die Voraussetzung für alles Erholen von ihr – oft eine eigene Bemühung wird. Zum „Runterkommen“ vom Alltagsstress hat jeder so seine mehr oder weniger taugliche Strategie entwickelt. Der jährliche Suchtbericht der Nation gibt Auskunft darüber: Die einen greifen eher zum Alkohol, die andern zur Beruhigungspille, eventuell ergänzt um „Upper“-Pillen, die die (Nach-)Wirkungen der „Downer“ am nächsten Morgen wieder ausgleichen. Was an Genussmitteln – neben denen mit eindeutigem Suchtpotential – bleibt, ist auch nicht viel gesünder. Denn Essen und Trinken ist das, was die Nahrungsmittelindustrie zur Verfügung stellt – und was der Mensch sich leisten kann. Die moderne Arbeiterklasse leidet daher nicht mehr Hunger, sie leidet an Adipositas. Der Mensch sollte sich daher mehr bewegen – „Ausgleichssport“ heißt der durchgängige Ratschlag der Experten. Bloß: dem Alltag das nötige Maß an „Bewegung“ abzurufen, ist im Normalfall eine eigene Anstrengung. Die sollte man außerdem, nach demselben Expertenratschlag, auch nicht übertreiben. Dann droht nämlich unter Umständen „Sportsucht“, eventuell sogar in Kombination mit „Magersucht“...

Das alles lässt sich natürlich auch völlig anders auffassen. Nämlich so, dass sich der moderne Mensch um seiner frei gewählten

Vergnügung willen, aus lauter Faulheit und Genusssucht oder aus lauter Ehrgeiz und Eitelkeit, selbst ruiniert. So jedenfalls sieht es aus von dem Standpunkt, dass der Mensch erstens fürs Arbeiten und zweitens für die kompensatorischen Notwendigkeiten da ist, die sich daraus ergeben.

Das Bemühen, sich das Leben schön zu machen, ist im Übrigen noch vor allen anderen Entscheidungen eine Geldfrage. Für die Masse der Lohn- und Gehaltsempfänger ist das eine – je nach Familienverhältnissen – sehr eng gezogene Schranke, weil erst einmal das überhaupt Notwendige zu finanzieren ist. Die Freizeit des größten Teils dieser Leute geht daher dafür drauf, sich finanziell ein bisschen Luft zu verschaffen, was schon wieder auf Arbeit statt Erholung hinausläuft; sei es der in den letzten Jahren zunehmend in Mode gekommene Zweit- und sonstige Nebenjob, sei es die private Arbeit am eigenen Haus, das dereinst die Mietausgaben spart und vielleicht ein freieres Leben ermöglicht – wenn man überhaupt noch dazu kommt. So arbeitet sich der Mensch an dem Widerspruch seiner Einkommensquelle ab, was gänzlich in seine Privatsphäre fällt.

Dabei wird ein Familienleben abgewickelt, das erst einmal unter lauter Kompensationsansprüchen steht; logischerweise unter solchen, die es gar nicht erfüllen kann. Entgangene Lebenschancen werden nicht dadurch welche, dass man sie mit dem oder der Liebsten und Kindern teilt. Deswegen wird der Genuss des familiären Beisammenseins so stereotyp zum Betätigungsfeld und auch zum Ausgangspunkt weiterer psychovegetativer Syndrome. Der größte Stabilisierungsfaktor der Konkurrenzgesellschaft erscheint nicht umsonst als zusätzlicher „Stressfaktor“. Hausärzte und Psychiater besichtigen die Folgen.

Die große Freiheit nach einem erfüllten Arbeitsleben, das seine körperlichen und geistigen Folgen hinterlassen hat, ist für die meisten auch alles andere als ein reines Vergnügen. Jedenfalls nehmen die Berichte über das „Problem der Abhängigkeitserkrankungen des Alters“ zu – sei es von der „legalen Droge“ Alkohol oder von Schlaf- und Beruhigungspillen, ohne die die älteren, ausgemusterten Mitglieder unserer Leistungsgesellschaft offensichtlich nicht ihre Ruhe finden. Die Verschreibungszahlen solcher Medikamente sind beeindruckend – die Übergänge von „Schlafmittel-Abusus“ und „Medikamenten-Abhängigkeit“ zur ebenfalls beeindruckend zunehmenden Diagnose „Altersdemenz“ sind fließend.

Das Reich der Freiheit fängt im Kapitalismus erst da an, wo Geld keine Rolle spielt. Die Hauptrolle spielen dafür Karrieresorgen der höheren Art verbunden mit eingebildeten und wirklichen gesellschaftlichen Repräsentationspflichten im Privatleben. Die entsprechenden „Stresssymptome“ bestätigen den Volksglauben, dass „Geld allein auch nicht glücklich macht“. Moralisten mögen das als ausgleichende Gerechtigkeit verbuchen.

Für Interessierte, die offene gebliebene Fragen zu Gesundheit im Kapitalismus oder zu anderen Themen des Weltgeschehens diskutieren wollen, und für Leute, denen die in der Öffentlichkeit verbreiteten Argumente nicht (mehr) einleuchten, bieten wir einen regelmäßigen Diskussionsstermin an:

farbeROT lädt ein zum Jour Fixe

Zeit: donnerstags, 19 Uhr
 Ort: Studierendenhaus, Campus Bockenheim, Jügelstraße 1
 Raum: K1, K2, K3 — je 1. Stock oder K4 — 2. Stock

www.farberot.de
facebook.com/farberot ffm

Günstige Kleintransporter für Studierende an der Uni Frankfurt

Das KFZ-Referat („Kraftfahrzeug-Referat“) existiert seit 1960 an der Universität Frankfurt. Es wurde vom Allgemeinen Studentenausschuss(AStA) gegründet, um den Studierenden preiswerte Umzugstransporter zur Verfügung zu stellen.

Im Jahr 2003 wurde das KFZ-Referat privatisiert und vermietet seine Transporter heute auch an Nichtstudenten.

Mit dem AStA der Johann Wolfgang Goethe Universität besteht ein umfangreiches Kooperationsabkommen.

Die Fahrzeuge – Mercedes Sprinter und Ford Transit – sind Transporter für Umzüge, Kleintransporte und Einkaufsfahrten.

Besonders günstig sind Anmietungen im Vier-Stunden- oder Nachttarif an Werktagen. Bei Anmietungen am Wochenende empfehlen wir rechtzeitige Reservierung bzw. Buchung.

Studierende der Goethe-Uni erhalten gegen Vorlage des Studierendenausweises einen Studierendenrabatt von 20 % auf den Mietpreis.

Unsere Fahrzeuge und Tarife finden Sie auch im Netz unter: www.kfz-referat.de
 Mo-Fr 8.30 bis 18.00 Uhr; Tel: 069/705469

kleine laster für studenten!

www.kfz-referat.de



**Sozialzentrum der Universität
 Bockenheimer Landstraße 133
 Tel. : 069 / 798 230 48
transporter@kfz-referat.de**

Drei Gedichte

Adamu Mamo Kebede,
heimatlos

Ein armes Kind

Ein armes Kind kommt auf die Welt.
Man sagt: das arme Kind.
Die Mutter des Kindes
hat eine arme Mutter.
Die Mutter der Mutter
hat eine arme Mutter.
Wo ist der Vater des armen Kindes?

Man sagt nichts über den Vater.

Aber die anderen Kinder fragen das Kind:

Wie heißt dein Vater?
Das arme Kind antwortet: „LA LA LA.“
„Nein, nein, nein, nein.“

LA LA LA ist der Vater deiner Mutter.
Wir wissen, wer dein Vater ist.

Unsere Mütter haben über deinen Vater gesprochen.

Dein Vater ist ein reicher Mann.
Deine Großmutter und deine Mutter
haben in einem kleinen Dorf gelebt.
Deine Mutter war eine schöne Frau!

Aber sie hatte kein Abendessen.
Der Mann wusste das und
kaufte das Abendessen.

Eine Woche später, kein Abendessen für deine Großmutter
und deine Mutter.
Wie zuvor!

Unser Freund LA LA LA ist nicht dein Vater.

KA KA KA ist dein Vater.

Schmerzen

Die Landkarte ist neu.
Immer habe ich Schmerzen.
Wohin führt die alte Landkarte?

Schmerzen.
Wir bleiben oder fliegen.
Unsere Zeit ist nicht zum Träumen.

Wenn wir fragen, dann kommt der Tod.

Bist du, Mutter, in meinem Mutterland?

Was sagst du denn? Das Land ist tot!

Der Tod

Mein Mutterland ist weit weg.
Und ich weiß nicht,
wann du mich holst, Tod.

Kommst du noch heute?
Ich wünsche mir,
dass du erst kommst,

wenn in meinem Land Frieden herrscht,
gib mir diese Zeit!!

Intervention

Pjotr G. Distelkranz

Man verlangt schon wieder eine Innovation von mir,
etwas Spontanes jenseits der Konvention,
die Niederkunft eines Ungehörten,
ein unerhörtes Wagnis, das aus dem Innern dröhnt
wie der Nachhall einer dieser großen, schweren Glocken
aus Bronze, die in manchem Kirchturm hängt.

Und in der Tat, die Glocke schwingt:
Hin und her, der Schall, er kommt und geht,
wenn baumelnd sie über den Dächern schwebt
- ein Tändeln, das, mal leise und mal laut,
zweitönig den Schall erst hemmt, dann freilässt, wieder staut.
Es lebt sich so, doch langweilig,
weil niemand den Einklang unterbricht
- und ich selbst, fürcht' ich, kann es nicht.

Reiß mich raus aus meiner Unterkunft,
tret zwischen die Amplituden,
greif tief, tiefer hinein,
trau dich - ich kann Dich weder bitten noch Dich zwingen,
weil ich es nicht erwarten kann.
Ein Gewaltakt, ein Griff, eine Berührung, ein Blick,
ein Wort, ein Brief, eine SMS
- ich bin bereit, worauf noch warten?
Du musst das Glockenspiel wieder starten,
ehe es ganz zum Erliegen kommt.
Ein Löscheinsatz im Krisenherd,
dessen Brennen scheinbar ewig währt,
ein Eingriff, schmutzig operiert:
Ich sehne mich nach einer Intervention
von Dir.

Achtsamkeit

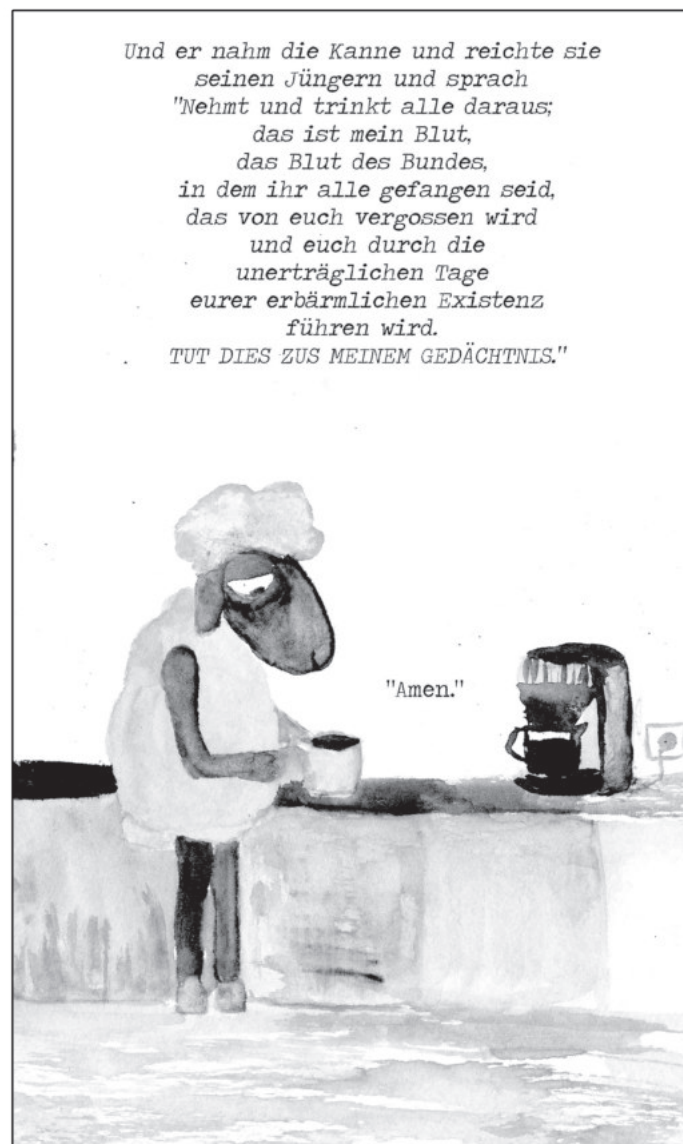
Sarah Melz

Sie möchten aus Prinzip nichts verändern und haben Interesse in einem jungen engagierten Team Lösungen für die Anliegen unserer Kunden zu suchen und diese aktiv zu kommunizieren? Verfügen Sie über eine gewisse Ignoranz gegenüber allem, das Sie nicht direkt sehen können und hindert die Ausbeutung von Entwicklungsländern und die allgemeine Beschönigung brutalster Realitäten Sie nicht daran nachts ruhig zu schlafen? Dann sollten wir uns kennenlernen! Sie wirken an der Kommunikationsherstellung, passend zur ausgewählten Zielgruppe mit und arbeiten dabei eng mit unserem Entwicklungsteam zusammen, welches sicherstellt den richtigen Kunden zum bestmöglichen Zeitpunkt kontaktieren zu können.

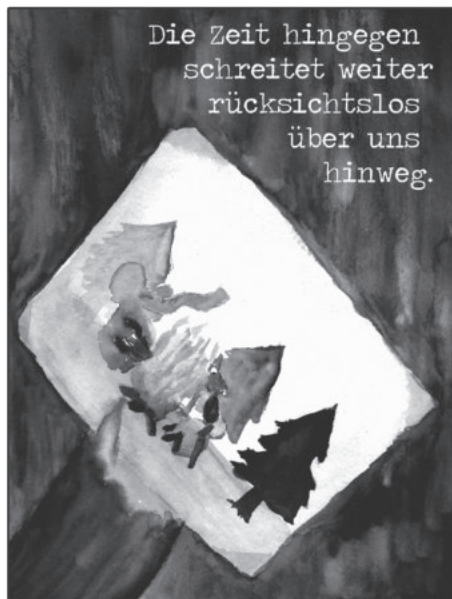


Wenn wir alle in einem Goldfischglas leben, dann geht es für uns darum, es für alle nach dem genauen Gegenteil aussehen zu lassen.

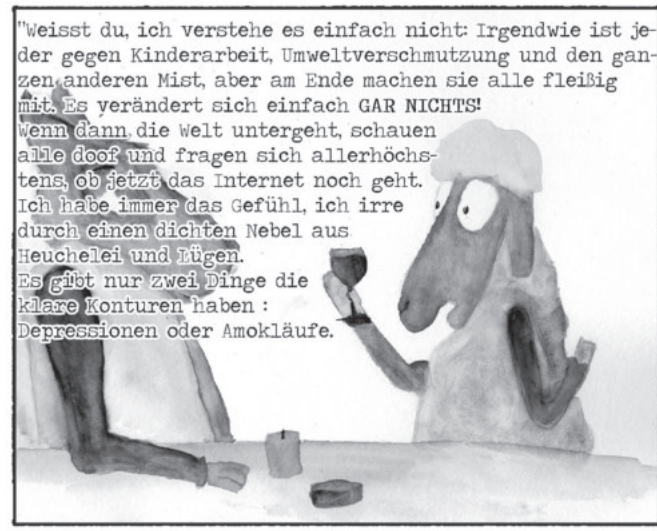




Morgengrauen



Tresenthesen



Thanatos





Wir brauchen eine Diskussion über die Karriereplanung der linken Studierenden

Wer kennt das nicht: Leute, die früher besetzte Häuser mitorganisiert, in konspirativen Antifa-Gruppen gearbeitet und Aufrufe zur Abschaffung von Staat und Kapital geschrieben haben, „gehen über ins Berufsleben“ und üben mit einem Mal an der Uni, in NGOs oder in Kulturinstitutionen eine Tätigkeit aus, die sie früher aufs Schärfste denunziert hatten. Sie werden „erwachsen“: Es gehe doch darum, „real und konkret“ Änderungen zu erreichen. „Real und konkret“: Man könnte auch sagen, unter den gegebenen Bedingungen. Mehrere Texte haben in den letzten Jahren die Herrschaftsfunktionen solcher Tätigkeiten kritisiert und dazu aufgerufen, dass Linke andere Berufe wählen sollen. Demgegenüber meine ich zwar, dass es bedingt sinnvoll sein kann, auf solchen Stellen zu arbeiten, insbesondere wenn man damit genuin radikale Ziele umsetzen kann. Allerdings muss es tatsächlich darum gehen, die ausschließliche Fixierung der linken Studierenden auf die intellektuellenkarriere zu lösen. Denn genau diese Fixierung führt zur Notwendigkeit der Selbstanpassung, wodurch man die Möglichkeit zur Radikalität, für die man nämlich die Karriere riskieren muss, aus der Hand gibt.

Wir brauchen eine Diskussion über die Karriereplanung der linken Studierenden. Dafür müssen wir aber über die Widersprüche in ihrer subjektiven Situation sprechen. Aus denen kommt man nämlich

gar nicht so leicht raus. Wir müssen über Anpassungszwänge und ihre Unmerklichkeit, über Ängste, Selbstzweifel und die Frage „Was will ich im Leben?“, über die Politisierung des Privaten und über Alternativen zur Intellektuellenidentität sprechen.

So gut wie alle linken Studierenden arbeiten sich an solchen subjektiven Widersprüchen ab, und doch werden sie in der Linken als etwas nicht Politisches, sondern bloß Privates abgetan. Es ist höchste Zeit, dass wir sie kollektiv zur Sprache bringen und uns ein gemeinsames Bewusstsein darüber zu erarbeiten.

„Wie kann ich meine radikalen politischen Ansprüche und Interessen mit meinem beruflichen Leben verbinden?“

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die subjektive Situation linker Studierender hinsichtlich ihrer beruflichen Zukunft. Mehr oder weniger alle knabbern an der typischen Frage: Wie können sie ihre politischen Ansprüche und Interessen mit ihrem beruflichen Leben verbinden?

Man will politisch im Sinne der eigenen Ziele arbeiten oder zumindest die bisherige kritische Auseinandersetzung fortführen. Möglich könnte das in einer KZ-Gedenkstätte, in einer Gewerkschaft, in einer NGO oder an der Uni sein. Also Jobs, in denen man sich wiederfinden und weiterentwickeln kann, sinnvolle Jobs, im

Gegensatz zur stupiden Arbeit in Behörden oder in der Wirtschaft. Allerdings stellen alle diese Institutionen keine Revolutionäre ein. Das genau ist der Widerspruch, vor dem die linken Studierenden stehen. Man will einen sinnvollen und politisch interessanten Job, kann ihn aber als Linksradikale nicht haben.

Immer wieder die Panik, ob man gut genug ist, ob man es schafft, reinzukommen. Es gibt so viele, die alle auf die wenigen Jobs wollen. Aber man muss es schaffen, man will ja gerade ein Leben als Intellektueller führen – nur das hat doch Sinn – und eben genau dadurch auch sein Geld verdienen. Ohne so einen Job kann man sich die Zukunft nicht wirklich vorstellen. Also sucht man nach Lösungswegen, versucht, eine Brücke von linksradikalen Positionen zu den herrschenden Diskursen zu schlagen.

Man arbeitet sich an den herrschenden Diskursen ab und versucht sich, in den Seminaren mit originellen Bemerkungen in der Sprache der Professorin zu präsentieren. Und siehe da, nach einer Hausarbeit lädt einen die Professorin zum persönlichen Gespräch ein und bietet einem eine Stelle als Tutor an. Mit einem Mal tut sich eine äußerst rosige Zukunft auf.

Nicht lange und man findet auch den politischen Ausweg aus dem Dilemma von Beruf und Politik. Denn es ist doch klar: Mit dem Prinzipienradikalismus kommt man nicht weit. Welche reale Basis hätte denn

auch eine radikale Kritik an Gewerkschaften und Parteien? Ein revolutionäres Subjekt ist doch weit und breit nicht in Sicht. Heute kommt es darauf an, auf reale Veränderungen innerhalb der Institutionen hinzuarbeiten.

Auch wenn – nehmen wir jetzt die Musik- und Theaterlandschaft – es nicht möglich ist, den Klassen- und Ideologiecharakter der Stücke herauszuarbeiten, so kann man die gegenwärtigen Diskurse doch immer wieder auf die Spitze treiben und den gesellschaftlichen Gehalt der Kunst hereinbringen. Steht man außerhalb der Institutionen, der Theaterhäuser, Verlage, Musikjournals, so hat man halt gar keine Stimme und kann nichts ändern.

In Bezug auf rechte Tendenzen lässt sich in den bestehenden Institutionen zwar nicht benennen, dass es sich dabei um Krisenreaktionen bürgerlicher Subjekte vor dem Hintergrund ihrer objektiven Eigentumslosigkeit handelt. Dennoch ist es nicht falsch, sie als subjektive Wahl gegen Toleranz einzustufen. So kann man sich in NGOs und Gedenkstätten gegen rechts engagieren und wird dafür bezahlt. Dass man dort die Totalitarismustheorie mitträgt, darüber will man lieber nicht sprechen.

Ja, es stimmt, dass die heutige Kritische Theorie – also Honneth, Jaeggi, Forst – keinen Bezug auf eine kommunistische Praxis oder die Thematisierung der Grundwidersprüche der kapitalistischen Produktionsweise in der Philosophie erlaubt. Aber trotzdem! Man kann immerhin Sozialismus, Revolution und Subjektkritik diskutieren. Andererseits ist es ja schon so, dass es mit dem Marxismus und der Arbeiterbewegung ja auch ein wirkliches Problem gibt, das letztlich auch etwas mit Marx zu tun hat.

An die Stelle von Kapuzenpulli und schlichtem Top oder T-Shirt treten das Hemd und die elegante Bluse. Die Studentin hat ihren Weg gefunden. Sie weiß: Nicht um des Geldes wegen nimmt sie die Strapazen des Betriebs auf sich, es ist vielmehr politisch erforderlich, als Linke solche Jobs zu bekommen, weil der Kampf innerhalb der Institutionen geführt werden muss.

Der Authentizitätszwang der Intellektuellenberufe

Der beschriebene Widerspruch der linken Studierenden hat zwei Gründe. Der eine betrifft die besonderen subjektiven Anforderungen der Intellektuellenberufe, der andere die Identitätsnot der Studierenden. Ich beginne mit dem ersten Grund. Das Studium ist zunächst nichts anderes als eine Ausbildung bzw. die Produktion von Arbeitskraft in Warenform, und zwar der spezifisch intellektuellen Arbeitskraft. Während dieser Ausbildung müssen die Studierenden sich der Zwecksetzung unterwerfen, später als diese Ware Arbeitskraft verwertbar zu sein oder als intellektuelle Arbeit zu finden. Tun sie das nicht, so droht der Misserfolg auf dem Arbeitsmarkt und das Studium verliert den

ökonomischen Sinn, den die meisten Studierenden mit ihm verbinden.

Die kapitalistische Entfremdung trifft natürlich jede Lohnarbeit und jede Ausbildung. Gegenüber nichtintellektuellen Berufen haben die Intellektuellenberufe aber das – für meine Argumentation hier – entscheidend Besondere, dass man die jeweilige Institution authentisch vertreten können muss. Egal ob als Gewerkschaftlerin, Kurator, Journalistin oder NGO-Referent, es gibt jedes Mal eine bestimmte diskursive Formation, innerhalb derer man kreativ sein, Ideen entwickeln und Texte schreiben muss. Es geht nicht simpel darum, die Unterstützung zu einzelnen Sätzen zu erklären, vielmehr muss man sich die diskursive Formation als Ganze aneignen, muss sie glaubhaft vertreten können und authentisch auf sie ansprechbar sein. Eine Programmiererin, Foodora-Lieferantin oder Schreinerin mag die größte Kommunistin sein, solange sie den Vertrag erfüllt und ihr Produkt liefert, kann es der Kapitalistin egal sein. Bei den Intellektuellen herrscht dagegen ein Authentizitätszwang, bei ihnen ist das Eintreten für die Werte der Institution gewissermaßen Teil des Verkaufs der Ware Arbeitskraft.

Dieser Zwang wirkt aber in die Psyche der Studierenden selbst. Er unterscheidet sich auch spezifisch vom Authentizitätszwang der Programmierer oder Amazon-Mitarbeiter, die ihre Überzeugung immer noch vorspielen können, weil sie nicht den Kern ihrer Tätigkeit betrifft. Dem Authentizitätszwang der Intellektuellen zu genügen ist praktisch nur so möglich, dass die Intellektuellen wirklich einen Sinn darin finden, die diskursive Formation dieser Institution zu vertreten, sie also – wie vermittelt auch immer – nicht nur des Gelderwerbs wegen, sondern aus eigener Überzeugung unterstützen. Insofern die Studierenden auf einen Intellektuellenberuf hinarbeiten, sind sie also bereits im Studium diesem Zwang unterworfen, eine eigene Überzeugung zu entwickeln, die authentisch innerhalb der herrschenden Diskurse funktioniert.

Während jedoch die objektive Seite der Ausbildung verwertbarer geistiger Fähigkeiten klar auf der Hand liegt und von den Studierenden mit Bewusstsein verfolgt wird, wird der subtile Zwang, eine eigene, aber passende Überzeugung zu entwickeln, kaum erkannt. Die Erkenntnis dieses Authentizitätszwangs ist unter anderem deswegen so schwierig, weil das Eintreten für bestimmte Positionen praktisch nie eingefordert wird – es widerspräche ja gänzlich der wissenschaftlichen Liberalität. Die Anforderungen machen sich indirekt und implizit gelten: Etwa wird eine politische Benotung einer Abschlussarbeit nicht politisch begründet, sondern vielmehr wird auf die „unzeitgemäße Sprache“ (Ideologie, Widerspruch, Klasse), die fehlende Auseinandersetzung mit dem „Stand der Forschung“ und die unverständliche Argumentationsweise verwiesen. Der Abschluss wird praktisch nie offen vollzogen,

sondern läuft über eine Logik der Konkurrenz, der besseren und schlechteren Chancen, und das verstärkt die Subtilität des Anpassungsdrucks.

Es gibt eine spezifische Weise linker studentischer Wissensarbeit, die mir eine typische Konsequenz der Unterwerfung unter die eigene Verwertbarkeit zu sein scheint. Man verfolgt diverse Anliegen radikaler Gesellschaftskritik, was zunächst nicht viel mit dieser Verwertbarkeit zu tun haben scheint. Allerdings hat man stets „nebenbei“ im Blick, dass man bei dieser Wissensarbeit zumindest prinzipiell einen Nutzen ziehen kann. Man beschäftigt sich mit Geschlechtertheorie und Nationalsozialismus, Adorno und Butler, aber eher nicht mit der Geschichte der Arbeiterbewegung und der Imperialismustheorie, Wilhelm Reich und Hans-Jürgen Krahl. Man rezipiert für diese Wissensarbeit die akademischen Debatten zu dem Gegenstand – man muss sein Urteil ja diskursfähig darstellen können.

Die Angst vor dem Scheitern

Obwohl die vom Intellektuellenberuf ausgehenden Zwänge bis ins Innerste hineinreichen, scheinen sie bisher ganz pragmatischen Charakter zu haben, schlicht objektiv mit dem Intellektuellenberuf verbunden zu sein. Man könnte soweit wohl irgendeinen Umgang damit finden.

Sie erscheinen aber nur so pragmatisch, tatsächlich bergen sie wahre Abgründe in sich. Das führt uns zu dem zweiten Grund für den Widerspruch der linken Studierenden. Wie ich oben versucht habe darzustellen, erscheint die Option, keinen solchen Job zu erhalten, als etwas ganz und gar Inakzeptables. Sie würde die gesuchte Selbstverwirklichung und Anerkennung unmöglich machen und wäre mit dem Verlust der eigenen Identität als Intellektueller verbunden. Anzeichen für Misserfolg sind regelmäßig Anlass zu tiefgreifenden Selbstzweifeln und Depressionen.

Aber gerade diese „existentielle“ Logik entzieht sich der Wahrnehmung, wenn man unmittelbar persönlich in dieses Geschehen involviert ist. Genauer: Es entzieht sich der Wahrnehmung, dass diese „existentielle“ Logik nicht an eigene Schuld und eigenen Verdienst, sondern überhaupt an das eigene spezifische Identitätsstreben als Intellektueller geknüpft ist. Damit dies wahrnehmbar wäre, müsste man gerade diese seine eigene Intellektuellenidentität aufgeben. Dazu müsste diese überhaupt als etwas Disponibles erscheinen, aber sie ist ja gerade das, als was man sich selbst sieht. Man kann daher diesen inneren Konflikt nur pragmatisch wahrnehmen, d.h. nicht so, dass es ein Konflikt zwischen politisch-theoretischen Positionen ist, der an das eigene Identitätsstreben geknüpft ist, sondern nur so, dass es objektive Anforderungen der herrschenden Diskurse gibt, für die man mit bestimmten Fähigkeiten aufwarten muss.

Aber über diese Identitätslogik vollzieht sich ein innerer Anpassungszwang, den man daher ebenfalls als Zwang nicht wahrnehmen kann: Man muss sich auf den herrschenden Diskurs zubewegen, in seine Bahnen hineinfinden, um der Sinnlosigkeit der „Existenz“ zu entgehen. Man kann den Zwang nicht wahrnehmen, und spürt dennoch ständig den von ihm ausgehenden Druck, auf den man reagiert. Es gibt in dieser angst- und kickgetriebenen Suchbewegung daher eine typische Weise, wie man in den herrschenden Diskurs hineinfindet: In plötzlicher Weise überkommen einen Einsichten, in denen sich Thesen des herrschenden Diskurses als völlig sinnvoll darstellen. Es sind jedoch Einsichten, die nicht die Gestalt eines Arguments haben, sondern in denen man sich selbst mit der eigenen kritischen Haltung eingemeindet in die Gemeinschaft des herrschenden Diskurses fühlen kann.

Was tun gegen die Anpassungszwänge?

Um diesen Anpassungszwängen und Konflikten zu entgegnen, ist dreierlei nötig.

1. Wir müssen uns ein Bewusstsein über die bei uns konkret wirkenden Anpassungszwänge erarbeiten, müssen uns bewusst machen, dass die Anforderungen des Intellektuellenberufs ebenso wie unser widersprüchliches Streben nach Intellektuellenidentität nicht individuelle Fehler und Probleme unsererseits, sondern gesellschaftliche Zwänge sind.

2. Es bedarf des praktischen Bruchs mit der Intellektuellenkarriere. Der Hauptpunkt ist ja, dass man auf möglichst hohe Chancen auf dem Intellektuellenarbeitsmarkt hinarbeitet und eben davon der perfide innere Druck ausgeht. Man muss sich also konkreten nichtintellektuellen Einkommensmöglichkeiten zuwenden, in denen keine solche innere Anpassung nötig ist. Wenn man die zeitlichen und finanziellen Ressourcen hat, gibt es auch die konkrete Möglichkeit, sich entsprechend auszubilden: Man kann dann etwa auf handwerkliche Berufe (Schreinerin, Gärtner), technische (Programmierer, Chemikerin) oder soziale (Kindergärtnerin, Körpertherapeut) hinarbeiten. Man kann dann auch durchaus einen Weg nehmen, der einem sehr viel Spaß macht. Das schließt gleichzeitig nicht aus, dass man **auch Jobs als Intellektuelle anstrebt** – mit einer zweiten Option des Lebensunterhalts hat man aber nun die Möglichkeit, diese Jobs auch tatsächlich politisch zu machen. Man kann in Kauf nehmen, im Betrieb nicht mehr weiterzukommen.

3. In linksstudentischen Vorträgen, WGs und Lesekreisen sucht man zwar ständig nach der radikalen Kritik, ist aber so schizophran, gerade die individuellen praktischen Konsequenzen dieser Kritik nicht zu thematisieren und als Privatsache zu belassen. Das wäre auch darum nötig, weil die Entscheidung gegen die Intellektuellenkarriere keineswegs leicht ist. Wir brauchen daher die offene und politische Diskussion über die Karriereplanung der linken Studierenden.

Aber Adorno war doch auch Professor!

Es gibt natürlich immer wieder besondere Situationen, in denen linksradikale Positionen innerhalb von Institutionen möglich sind. In den 1920er Jahren konnte mit einem ordentlichen Batzen Geld ein ganzes marxistisches Institut, das Institut für Sozialforschung, gegründet werden. Nach dem Krieg konnte die Gründung angesichts der politischen Lage nach Nazizeit und Holocaust wiederholt werden. In den 70ern gelang es aufgrund des politischen Drucks durch die 68er-Bewegung, eine ganze Reihe von marxistischen Professor*innen zu installieren.

Selbstverständlich ist es wichtig, für kritische Wissenschaft an der Uni oder politisch wichtige Ausstellungen zu kämpfen. Genauso kann es völlig Sinn machen, zeitweise oder nebenbei Tätigkeiten „im Betrieb“ zu übernehmen, z.B. weil man auf dieser Stelle linke Politik machen kann oder bezahlte Reportagen über kapitalistisch produziertes Elend schreiben kann. Es geht hier also weder darum, dass man in solchen Berufen nicht arbeiten „darf“, noch um eine verbalradikale Gegnerschaft zu bürgerlichen Institutionen, noch um eine Entsolidarisierung mit Linken, die dort arbeiten. Das Problem beginnt da, wo man ausschließlich auf die Intellektuellenkarriere fixiert ist. Die politischen Möglichkeiten, die solche Stellen eröffnen können, hat man genau dann nicht mehr, wenn man keine andere Option für den Lebenserwerb hat und sich die radikale Stellungnahme verbieten muss. Dann landet man ziemlich schnell dabei, dass man sich selbst Ideologieproduktion und Sozialpartnerschaft als linke Praxis innerhalb der Institutionen verkauft.

Wir müssen unser Leben ändern

Dass man mit der Intellektuellenkarriere brechen soll, sagt sich leicht, ist aber eine ziemlich extreme Entscheidung. Man muss auch mit dem brechen, was man selbst ist, mit der eigenen Identität, und dazu noch einen sozialen Kampf mit Eltern, bürgerlicher Meinung usw. durchstehen.

Wenn die eingangs erwähnten Texte also einfordern, einen nichtintellektuellen Beruf zu wählen, reicht das nicht. Man muss auch über eine Kritik der bürgerlichen Persönlichkeit sowie eine alternative Lebensperspektive zur Intellektuellenidentität sprechen. Die kann allerdings nicht darin bestehen, dass man als Held der Revolution die „eigene Karriere“ für die Sache aufopfert. Die Rede vom Berufsrevolutionär in den 70ern war die falsche **Abzweigung** und war sie auch schon bei Lenin, von dem sie kommt.

Wenn es um einen Bruch mit dem Intellektuellenberuf geht, dann kann das nicht heißen, auf die Uni zu scheißen. Im Gegenteil. Wir brauchen scharfsinnige und gebildete politische Intellektuelle. Das Studium wäre insofern als politisches zu führen, mit dem Ziel, sich zur kritischen Wissenschaft, zur politischen Analyse und Textproduktion

auszubilden. Wichtig ist hierfür die universitätsunabhängige Organisierung für kritische Theoriearbeit während des Studiums und darüber hinaus.

Die Privatsache der Berufsperspektive muss politisiert werden. Dazu muss sie aber auch in der eigenen politischen Organisierung aufhören, Privatsache zu sein. Die politische Organisierung muss aufhören, das Politische gegen das Private zu halten, und Entscheidungen gegen bürgerliche Lebensläufe nicht mehr individuell, sondern gemeinsam fällen, dafür Rückhalt geben und ihre Härten auffangen.

Wenn es um die Identität geht, muss es last not least darum gehen, sein Leben zu ändern. Und das findet zu einem ganz relevanten Teil als individuelle Reproduktion und zwischenmenschliche Beziehung statt. Der Drang, als Intellektueller, als Repräsentant von Geist & Kultur zu reüssieren, gründet in einer Identitätsnot, und die rührt aus unserer isolierten Lebensweise als Privatpersonen. Diesen Nöten und Ängsten praktisch zu entgegnen heißt, kollektive Lebens- und Reproduktionszusammenhänge aufzubauen.

Das Private ist politisch!

Bis Ende der 70er war es selbstverständlich, so berichten ältere Genossinnen, das eigene Leben und insbesondere die eigene Lohnarbeitssituation politisch zu thematisieren und gegebenenfalls zur Disposition zu stellen. Seit etwa 1980 wird dagegen das eigene Leben als etwas Privates angesehen, an das kein politischer Anspruch zu richten ist und das nur einen selbst etwas angeht.

Mittlerweile bewegt sich da wieder etwas. Etliche Stellungnahmen haben eine Neuausrichtung der linksradikalen Strategie auf Basis- und Selbstorganisation gefordert und dies mit individuellen Konsequenzen verbunden: Linksradikale Aktivist*innen müssen aufhören, sich als über den Kämpfen stehend zu begreifen, sie müssen sich selbst als Proletarisierte begreifen und im eigenen Arbeitsverhältnis politisch agieren. Die Diskussion über den eigenen Beruf, über die eigene Klassenlage und über ihre Widersprüche müssen zum Teil dieser Debatten werden.

Emanuel Kapfinger



- 1 Wildcat (2014): „Beruf und Bewegung“, http://www.wildcat-www.de/wildcat/96/w96_berufbewegung.html. Wildcat (2014): „Bewegung und Beruf, Teil II. Kritik der gesellschaftlichen Arbeitsteilung“, in: Wildcat 97. Olly Hill (2014): „The miseries of political life“, <https://rdln.wordpress.com/2014/10/28/symposium-on-the-way-forward-3-the-miseries-of-political-life>.
- 2 Ich möchte mir an dieser Stelle einige subjekttheoretische Schlussfolgerungen erlauben:
 1. Man kann die Anerkennungssuche, den Selbstverwirklichungsdrang und die Fixierung auf die Intellektuellenidentität sicherlich in einer inneren „libidinösen“ Logik analysieren. Dennoch sind sie untrennbar mit ökonomischen Verhältnissen und Zwängen verbunden. Die Intellektuellenidentität setzt zu ihrer Stabilisierung überhaupt einen entsprechenden Intellektuellenjob voraus. Die typischen Selbstzweifel der intellektuellen Arbeiterin entzündeten sich gerade an der Diskrepanz zwischen dem herrschenden Diskurs und den eigenen wissenschaftlichen und politischen Interessen. Wäre die Konkurrenz zwischen intellektuellen Arbeitern niedrig, wäre auch der Anpassungsdruck gelockert und damit viel weniger Anlass zu Selbstzweifel und Depression gegeben.
 2. Umgekehrt kann die subjektive Situation der Studierenden nicht verstanden werden, wenn man sie bloß ökonomisch analysiert, als spezifischen Fall der Produktion von Arbeitskraft, der zu spezifischen Konflikten mit den Ausgangspunkten der Studierenden führt. Man muss die Identitätslogik für sich betrachten.
 3. Was analytisch getrennt werden muss, ist in der Realität immer verschmolzen. Die Angst vor Misserfolg ist immer beides: sie ist Angst vor dem ökonomischen Abstieg und Angst vor Identitätsverlust. Der ökonomische Abgrund stellt sich immer zugleich als existentielle Sinnlosigkeit dar und umgekehrt. Anerkennungserfolge beruhigen zugleich über die ökonomischen Aussichten. Gerade diese Verschmelzung erschwert die Analyse der Mechanismen.
 4. Ohne das bürgerliche Bedürfnis, „jemand zu sein“, ohne die Bedürfnisse auf Anerkennung, Selbstverwirklichung und Identität, also ohne die bürgerlichen Formen des Bewusstseins, gäbe es den ganzen Zirkus des unsichtbaren Anpassungszwangs und seiner Widersprüche nicht. Die Kritik der Studierenden erfordert daher nicht nur die Kritik der intellektuellen Arbeit im Kapitalismus und die Kritik der Universität, sondern ebenso die Kritik der Produktion des bürgerlichen Subjekts.
- 3 Antifa Kritik & Klassenkampf (2015): „Der kommende Aufprall“, http://akkffm.blogspot.de/images/DerkommendeAufprall_web.pdf. radikale linke berlin: „Geschichte wird gemacht“, http://akkffm.blogspot.de/images/DerkommendeAufprall_web.pdf. kollektiv bremen (2016), „Für eine grundlegende Neuausrichtung linksradikaler Politik“, <https://linksunten.indymedia.org/de/system/files/data/2016/05/1882461437.pdf>. Basisgruppe Antifa Bremen (2016): „Thesen zur Strategie in sozialen Kämpfen“, <http://basisgruppe-antifa.org/wp/thesen-zur-strategie-in-sozialen-kaempfen-2016/>.
- 4 Vergleiche „Der kommende Aufprall“, a. a. O., Abschnitt 3.1: Selbstorganisation und Klassenkampf. „Für eine grundlegende Neuausrichtung linksradikaler Politik“, These 5: Das Leben mit einbeziehen.

Uni braucht Langeweile?



Ich behaupte, dass es eine der grundlegenden Techniken ist, die jede*r Studierende*r an der Universität lernen wird: Das Ertragen von Langeweile (nicht mit Muße zu verwechseln!).

Da Langeweile unbestreitbar im Hörsaal und Seminarraum vorkommt, gehen wir alle protestlos davon aus, dass Studierende das hinzunehmen und auszuhalten haben. Kein Gefühl ist so unzureichend erforscht, wie das erdrückende Gefühl beim Nichtstun oder bei Unterforderung (mit der Ausnahme weniger grundlegender Studien zum Erleben von Langeweile bei Schüler*innen). Das mag vielleicht daran liegen, dass Langeweile für die meisten Menschen kein Dauerzustand ist. Sie hat subjektiv gesehen einen Auslöser und es gibt nach der Phase der Langeweile auch wieder Reize, die uns wieder in einen anderen, aktiveren Zustand bringen. Auf der Suche nach dem Ursprung der Langeweile beschäftigen sich alle Beteiligten an der Universität mit Schuldzuweisungen: Die Dozierenden gestalten ihre Veranstaltungen zu langweilig und die Studierenden von heute sind eh nicht mehr das, was sie mal waren, kaum noch jemand debattiert oder widerspricht. Würde sich jetzt im Rhein-Main-Gebiet ein Forschungsprojekt dem Thema Langeweile widmen, gäbe es in der Bearbeitung einige Hürden zu überwinden. 1. Die bereits ange-deutete schlechte Datenlage. Bis auf ethnographische und soziologische Studien zu Langeweile bei Schüler*innen im Schulunterricht scheint es Langeweile in unserer persönlichen Poesie des Alltags zwar zu geben, sie findet aber kaum wissenschaftliche Beachtung. 2. Gibt es ein methodisches Problem in der Auseinandersetzung mit Langeweile. Langeweile ist ein subjektiv empfundenes Gefühl, dass sich selten aktiv äußert. Wer von euch kann sich an ein Ereignis seines Uni-Alltags erinnern, als es einem Kommilitonen oder einer Kommilitonin in einer Veranstaltung so langweilig wurde, sodass diese Person sich zu Wort meldete, um ihrer Langeweile verbal Ausdruck zu verleihen. An eine solche Begebenheit würde ich mich erinnern – so etwas ist in meiner Zeit an der Goethe-Universität nie passiert.

Selbstverständlich passiert so etwas ausgesprochen selten, denn Inhalte und ihre Präsentation in Bildungsinstitutionen für ihre Langeweile zu kritisieren ist ein großes Tabu. Das bedeutet nicht, dass es Langeweile an der Universität nicht gibt, nur wird sie nonverbal artikuliert. Wenn ich mich an meine Zeit an der Goethe-Universität zurück-erinnere, könnte ich jetzt eine sehr breite Beschreibung dessen anbieten, womit sich meine Kommiliton*innen und ich während unserer gemeinsamen Veranstaltungen die Zeit vertrieben haben. Ich beschränke mich auf eine Hitliste der Top-Beschäftigungen, mit denen wir uns in Veranstaltungen, in

denen es richtig fad und langatmig wurde, die Zeit vertrieben haben. Ich möchte aber noch vorwegschicken, dass dieser Text hier keine melancholische Selbstbeschimpfung werden soll, sondern das Thema Langeweile an der Universität zunächst einmal überhaupt grob fassen soll. Wir können die Langeweile nicht messen oder mit einem Diktiergerät aufzeichnen. Wir können aber damit beginnen, diese Ersatzhandlungen zu beschreiben, mit denen wir die Langeweile erträglicher machen wollen. Kommen wir zu (meiner persönlichen, nicht quantifizierten) Hitliste. Platz 5: Ins Leere starren (überall hinschauen, nur nicht auf den Dozierenden). Platz 4: reden (über alles andere mit Ausnahme des Themas des Seminars oder der Vorlesung). Platz 3: Lesen von Romanen, die mitgebracht wurden, oder von Zeitungen, analog oder digital. Platz 2: Filme schauen, ob auf dem Laptop oder dem Smartphone. Platz 1: Das Onlineshopping (die Plattformen, die zum Einkauf besucht wurden, waren auch breit gefächert). Diese persönliche Hitliste ist bei mir nach der jeweiligen Komplexität der Handlungen geordnet und der Einkauf einer neuen Hose erfordert schon einiges mehr an Aufmerksamkeit, als die Berieselung durch den neuesten Film oder eine neue Folge „The Big Bang Theory“.

Jetzt sollten wir an dieser Stelle nicht so tun, als ob die Person vorne im Vorlesungssaal, der*die Dozierende diese Ersatzhandlungen gegen Langeweile nicht mitbekommen würde. Während meines Studiums an der Goethe-Universität war ich als einer von vielen studentischen Vertretern auch im Gespräch mit vielen Dozierenden. Dozierende, die teilweise verzweifelt waren, was sie unternehmen können, um die Aufmerksamkeit der Studierenden wieder auf das Thema der Stunde zu lenken. Langeweile war in diesen Zwiegesprächen eigentlich nie das Thema, weil sie ja nicht verbalisiert wird. Bei manchen Dozierenden gab es hingegen den Versuch diese Ersatzhandlungen zu pathologisieren. Es handle sich um ein „kollektives Aufmerksamkeitsdefizit“ hervorgerufen durch elektronische Geräte, das sehr viel Zeit von der Veranstaltung raubt. Das war natürlich eine Übertreibung, aber es gibt Dozierende die vorschlagen, während der Vorlesungen das WLAN rund um die Hörsäle abzuschalten, damit die Studierenden wieder zuhören. An dieser Stelle muss ich aber sowohl meine ehemaligen Dozierenden aus Frankfurt also auch jene aus Mainz enttäuschen. Das elektronische Gerät mag mir persönlich vielleicht dabei helfen mich in einer langweiligen Situation abzulenken, doch das Gerät selbst ist nicht die Langeweile und nicht die Ursache der Langeweile. Langeweile lediglich unter den Gesichtspunkten der Aufmerksamkeit und der Zeit zu betrachten ist eine sehr verengte Perspektive. In der Beschreibung von Langeweile sollte auch das Lebensgefühl derer vorkommen, die sich langweilen und das nicht nur in Form der Ersatzhandlungen, sondern auch was sie dabei gedacht haben, als sie sich langweilten.

Meine persönlichen Erfahrungen mit Langeweile waren ebenso verschieden, wie die Hitliste. In der späten Phase des Studiums ging ich dazu über Veranstaltungen oder Sitzungen, die mich anödeten, früher zu verlassen. Manchmal mochte ich den Dozierenden und kniff mir stattdessen in die Beine, um der einsetzenden Müdigkeit entgegenzuwirken. Oft konnte der Dozierende persönlich nichts dafür, dass die Kommiliton*innen in Gruppen von vier bis sechs Leuten ein Referat nach dem anderen hielten, bis die Stunde vorbei war, manchmal darüber hinaus, damit alle Gruppen drankommen konnten.

Was können wir als Studierende tun, um das Thema Langeweile im Studium zu kommunizieren? An der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, wo ich derzeit studiere, hat jede Veranstaltung einen Online-Reader, indem auch jede*r Teilnehmer*in die Möglichkeit hat anonym oder mit Namen Feedback an Dozierende zu übermitteln. Bedauerlicherweise wird diese Funktion kaum genutzt, um Veranstaltungen zu kritisieren oder zu loben. Dieser Kommunikationsweg wäre auch dafür geeignet, um das Thema Langeweile anzuschneiden.

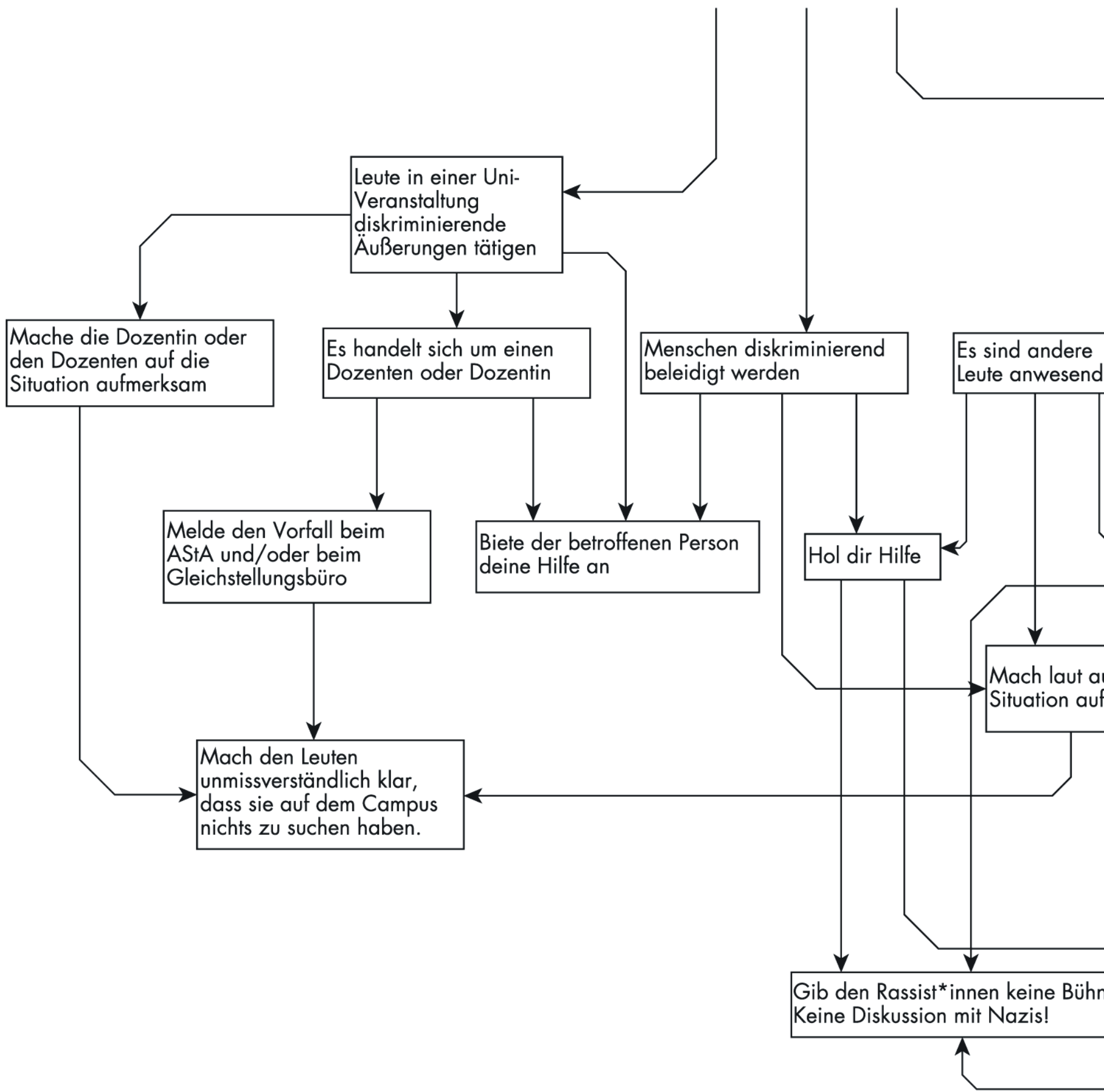
Abschließend bleibt mir nur dazu aufzurufen, sich nicht mit der Langeweile abzufinden, als sei sie ein persönliches Problem und kein Thema, das mit anderen Kommiliton*innen besprochen werden kann. Vielleicht entdeckt ihr zusammen mit anderen, was euch so an einer bestimmten Veranstaltung langweilt und findet einen Weg, dem Dozierenden eure Erfahrungen und Beobachtungen mitzuteilen. Es wäre bedauerlich, wenn wir Studierenden uns die meiste Zeit unseres Studiums in Veranstaltungen langweilen würden und nur auf das Leben außerhalb des Hörsaals warten. Ist Langeweile ein „Schicksal“ im Studium, dem wir uns einfach hingeben müssen, oder sollte jede*r von uns in der Situation nicht stutzig werden und dem Grund nachgehen, warum einem plötzlich langweilig ist? Niemand ist frei von Langeweile und niemand muss allein mit seiner Langeweile bleiben.

Rajner Tatz, Alumnus

Aktuell ist nicht nur ein Erstarren rechter Mobilisierung und ein massiver Anstieg rassistischer Gewalt zu beobachten. Auch das Streben verschiedener neuer und extrem rechter Akteure nach Diskurshoheit in gesellschaftlichen Debatten und Aufmerksamkeit der bürgerlichen Öffentlichkeit lässt sich feststellen.

Eine kritische Betrachtung ihrer Ziele, Methoden und ihrem Auftreten ist daher dringend geboten und soll mit dieser kurzen Broschüre in Angriff genommen werden. Weiterhin wollen wir euch ermutigen, in eurem unmittelbaren Umfeld und nach euren Fähigkeiten aktiv zu werden und vielfältige Aktionen gegen rechte Akteur*innen und ihre menschenfeindliche Hetze zu starten:

DU BEKOMMST MIT, DASS...



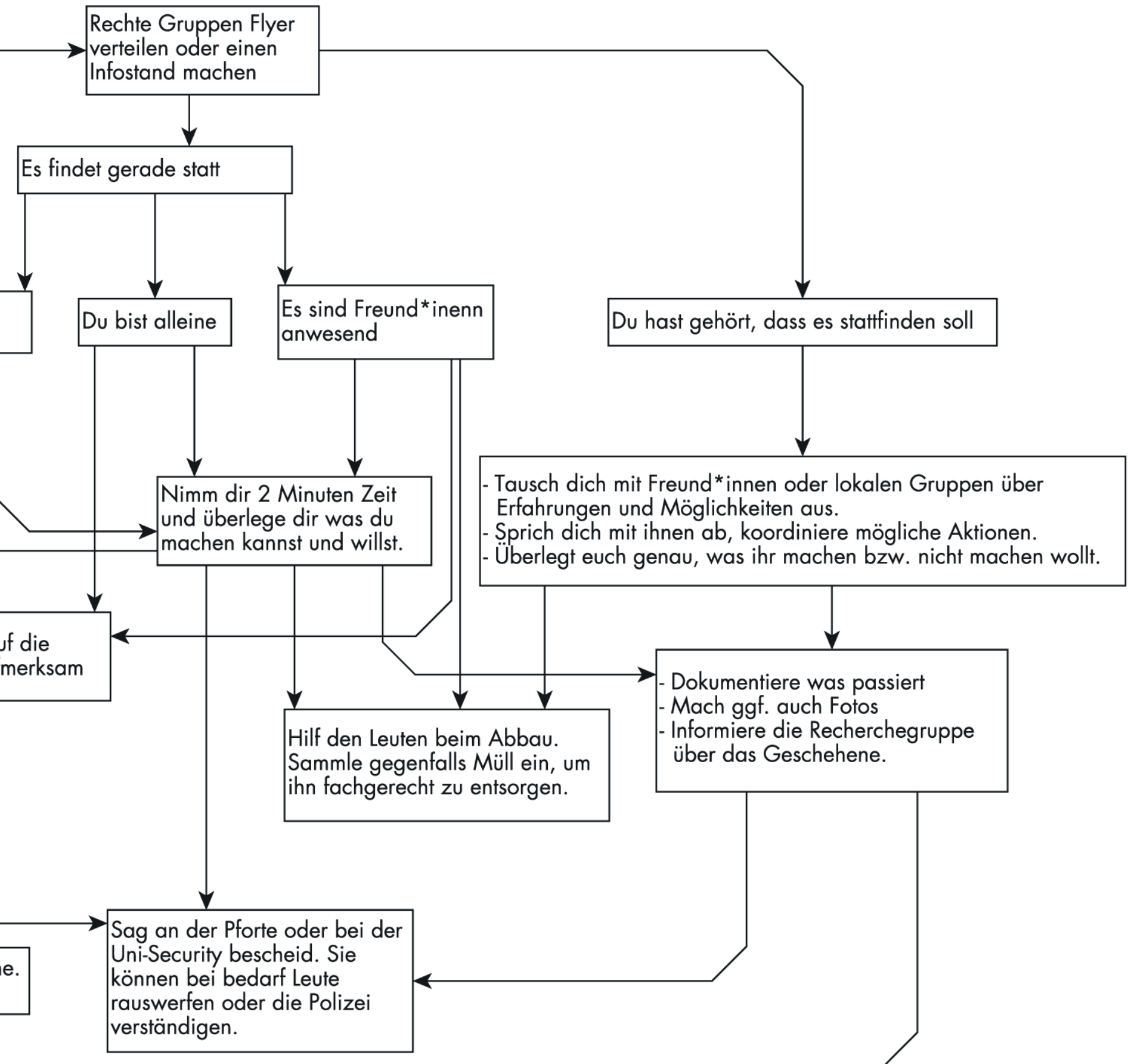
A woman with dark hair, wearing a dark t-shirt, is speaking into a microphone. She is looking directly at the camera with a serious expression. The background is a crowd of people, some wearing hats, all appearing to be at a public gathering or protest. The entire image has a strong cyan/blue color cast.

**MAKE
RACISTS
AFRAID
AGAIN!**



ANTIFA UNITED FRANKFURT

astu
UNI
FFM



Im Folgenden dokumentieren wir die Inhalte der Broschüre, die der AStA in diesem Semester herausgegeben hat und Ansatzpunkte und Anreize für den Umgang mit rechten Umtrieben an der Uni bieten soll.

Einleitung

Aktuell ist nicht nur ein Erstarren rechter Mobilisierung und ein massiver Anstieg rassistischer Gewalt zu beobachten. Auch das Streben verschiedener neuer und extrem rechter Akteure nach Diskurshoheit in gesellschaftlichen Debatten und Aufmerksamkeit der bürgerlichen Öffentlichkeit lässt sich feststellen.

Eine kritische Betrachtung ihrer Ziele, Methoden und ihrem Auftreten ist daher dringend geboten und soll mit dieser kurzen Broschüre in Angriff genommen werden. Weiterhin wollen wir euch ermutigen, in eurem unmittelbaren Umfeld und nach euren Fähigkeiten aktiv zu werden und vielfältige Aktionen gegen rechte Akteur*innen und ihre menschenfeindliche Hetze zu starten.

Herausgegeben vom Allgemeinen Studierendenausschuss (AStA) der Goethe-Universität Frankfurt, in Kooperation mit Antifa United Frankfurt (AUF).

Programm, Ziele und Auftreten der neuen Rechten

Obwohl sie sich hinsichtlich ihrer Rhetorik und Lautstärke zum Teil in ihrer Radikalität unterscheiden, lassen sich gemeinsame Nenner identifizieren: Konstrukte wie ‚Nation‘ oder ‚Volk‘ und deren ‚kulturellen‘ bzw. ‚ethnischen Reinheit‘ sollen wieder auf die politische Agenda gebracht werden. Außerdem spielen geschlechtspolitische Themen und antifeministische Positionen eine zentrale inhaltliche Rolle im autoritären Rollback, wie anhand des christlich-fundamentalistischen ‚Marsch für das Leben‘ oder Mobilisierung gegen sexualpädagogische Erziehungspläne zu erkennen ist.

In ihrem Selbstverständnis und Auftreten stilisieren sich die Alternative für Deutschland (AfD) und ihre Jugendorganisationen, die Jungen Alternative (JA), als vermeintliche Vorkämpferin gegen Mainstream-Medien und political correctness („Mut zur Wahrheit“), die mutig unterdrückte oder verbotene Meinungen/Themen zur Sprache bringt. Den Kampf um die Rückgewinnung einer nationalen Identität („Mut zu Deutschland“) hat sie auch mit anderen Gruppierungen der extremen Rechten gemein, wie z.B. das der Identitären Bewegungen als Vertretung der „Generation ohne Migrationshintergrund“.

Dazu passend wird das Konzept einer ‚nationalen sozialen Gerechtigkeit‘ vertreten, das gut zur Profilierung und Etablierung als ‚Partei des kleinen Mannes‘ geeignet scheint und Wähler*innen-potenziale bei Prekarisierten und Abgehängten ausschöpfen soll. Diesem Anspruch diametral entgegen stehen allerdings die im Parteiprogramm verfassten Positionen, die in

Bildungs- und Sozialpolitik eine Hommage an Elitendenken und soziale Selektion im Bildungssystem offenbaren und in ökonomischer Hinsicht Reiche protegieren, sowie neoliberale Leistungs- und Flexibilisierungs-Logiken vertritt.

Mit der Identitären Bewegung (IB) existiert zudem eine hippe und ideologisch gefestigte Gruppierung, die sich als kämpferische und radikale (Umsturz-)Bewegung inszeniert. Zu ihren politischen Instrumenten zählen die Aneignung klassisch linker Aktionsformen und ihre medienwirksame Inszenierung. Die Ästhetisierung ihres politischen Aktivismus dient nicht nur der Generierung von Aufmerksamkeit und der Rekrutierung neuer Mitglieder, sondern ist zugleich Ausdruck ihres Kampfs um diskursive Deutungshoheit und, als Folge der diskursiven Verschiebungen, die Etablierung eines (extrem) rechten Konsens‘. Dieser ist gekennzeichnet von rassistischen und nationalistischen Ideologien; greift aber auch – wo es wie im Nachgang der Silvesternacht in Köln günstig erscheint – auch feministische Themen auf und kleidet sie in ein reaktionär-rassistisches Gewand.

Die öffentlichkeitswirksamen Aktionen und Auftritte werden meist nur von wenigen Menschen getragen und sind von kurzer Dauer. Trotz dieser peinlichen und dreisten Aufmerksamkeit heischend Umsetzung soll der Eindruck von hoher Aktivität und einer großen, entschlossenen Bewegung vermittelt werden.

Strategische Merkmale

- ▶ Mainstreaming und Wiederkäuen von zentral Themen (Einwanderung/Asyl, Sicherheit, Familie, Nation, Europa)
- ▶ Flexible Nutzung von populären Themen, Ausnutzen von Stimmungen oder Stimmungsbewegungen in Diskursen
- ▶ Kurze, vereinfachte Slogans statt komplexe Erklärungsmuster; plakative und affektive Bildsprache
- ▶ Auftreten / Image:
 - ▶ als Tabubrecher*in; Inszenierung als ‚Opfer‘ oder ‚Außenseiter‘;
 - ▶ als Auffangbecken für Protestwähler*innen
 - ▶ als Gesichts- oder Richtungsgeber*in einer vermeintlichen breiten Protestbewegung („schweigende Mehrheit“; „PEGIDA-Partei“)
- ▶ Politische Inkorrektheit als geplante Provokation; gezielte Uneindeutigkeit und Widersprüchlichkeit ☒ Projektionsfläche
- ▶ Dauerpräsenz in der öffentlichen Debatte; z.T. durch gezielte Skandale und konstruierte Empörung, um im Diskurs zu verbleiben
- ▶ Eskalation inhaltlicher Positionen ☒

Verschiebung des Sagbaren und dessen Normalisierung

- ▶ Starke Onlinepräsenz und klassische Briefkastenwerbung; Guerilla-Marketing und lokale Info-Stände

Schwächen

- ▶ Mitgliederschwäche
- ▶ Zukünftig mehr und verstärkte Mitgliederkampagnen
- ▶ Wenig Verbindungen zu prominenten Personen, Interessensgruppen oder sonstigen populären Gruppierungen
- ▶ Zukünftig mehr Versuche zur Zusammenarbeit mit gesellschaftlichen Eliten und außerparlamentarischen Gruppen
- ▶ Spaltungsgefahr (Liberal-bürgerlicher Flügel & nationalistisch-völkischer Flügel)
- ▶ Stigmatisierung als „politisch inkorrekt“ oder „rechtspopulistisch/-extrem“ kann AfD-Popularität beschränken; Gefahr der (gemeinsamen) Fronstellung gegen Medienlandschaft und andere Parteien
- ▶ Interventionen durch antifaschistische Aktionen tragen stark zum Stigma als rechtspopulistische Partei bei und behindern z.T. massiv die alltägliche Arbeit

AfD und Junge Alternative an der Hochschule

Laut eigenen Angaben möchte die AfD ganz konkret 5 Zielgruppen aktivieren. „Zu ihnen bekennt sich die AfD ohne Wenn und Aber. Die Befindlichkeiten anderer Teile der Gesellschaft sind für die AfD demgegenüber von untergeordneter Bedeutung“:

- ▶ Euro(pas)keptiker*innen aus allen sozialen Schichten (sowohl ökonomisch als auch politisch im Sinne eines föderalen Europas; Forderung nach einem „Europa der souveränen Nationalstaaten“)
- ▶ Rassist*innen, Kulturalist*innen und Antifeminist*innen / besorgte Bürger*innen. Themen wie „Multikulti“, „Genderwahn“, „Steuerabzocke“
- ▶ Protestwähler*innen, die generell mit der identitätspolitischen Hegeemonie unzufrieden sind
- ▶ Nichtwähler*innen
- ▶ Arbeiter*innen und Arbeitslose, „kleine Leute“

Auch die Hochschule bietet somit einige Zielgruppen für die AfD und ihre Jugendorganisation. Die Etablierung der Junge Alternative an den Hochschulen geht zwar bisher nur schleppend vorangeht, dennoch sind sie z.T. inhaltlich um einiges extremer. Dafür beispielhaft ist auch

die enge Verhandlung mit der autoritären Identitären Bewegung, die in Österreich und Frankreich bestens etabliert ist. Die Forderungen nach einer Rückkehr zu einer reinen Eliten-Universität, Leistung als Zugangskriterium, der Kampf gegen antirassistische/dekoloniale und feministische Theorieschulen, sowie die Revision der Zivilklausel bilden dabei nur einige der inhaltliche Positionen.

Praktische Überlegungen

Um rechten Akteur*innen keine weitere Plattform zu geben, haben wir folgende Tipps für unterschiedliche Situationen zusammengetragen. Der erste Abschnitt befasst sich mit Presseanfragen, soziale Netzwerken und weiteren öffentlichen Auftritten. Im zweiten Abschnitt geht um den konkreten Umgang mit Aktionen vor Ort.

Öffentlichkeits- und Pressestrategie

- ▶ Teilt keine Statements; geht nicht auf Provokationen ein; erkennt (vermeintliche) Skandale nicht als solche an; pusht keine – von Rechten gesetzten – Inhalte.
- ▶ Lasst Euch Zeit, ehe Ihr inhaltlich reagiert; reflektiert gründlich über Eure Reaktion und mögliche Aktionen.
- ▶ Vernetzt Euch mit anderen Personen, Gruppen oder Institutionen. Diskutiert, ob ein gemeinsames Vorgehen sinnvoll ist; bezieht Euch inhaltlich und strategisch aufeinander.
- ▶ Verweist auf vergangene Aktionen oder Statements, um auf problematische Argumentationsmuster oder den populistisch-strategischen Gehalt aufmerksam zu machen.
- ▶ Dekonstruiert und widerlegt Argumente detailliert mit seriösen Fakten; arbeitet heraus, warum bestimmte Positionen auf diese Art und Weise vertreten werden (z.B. um unpolitische Menschen zu erreichen oder um Themen mit aller Gewalt im Diskurs zu halten). Wie immer gilt jedoch: don't feed the troll.

Umgang mit direkten Aktionen – Vorher

Aktionen der neuen Rechten sind immer und überall möglich. Es ist also nicht immer möglich, sich optimal darauf vorzubereiten. Deshalb lohnt es sich bereits, allgemein darüber nachzudenken und mögliche (auch unangenehme) Konfrontationen und Verläufe durchzuspielen.

- ▶ Tauscht Euch mit Freund*innen oder Arbeitskolleg*innen darüber aus, was für Erfahrungen oder Vorstellungen ihr im Umgang mit Rechten/Rassist*innen/Sexist*innen/... habt.
- ▶ Sprecht bei konkreten Anlässen mit Freund*innen und sucht den Kontakt zu lokalen Antifa-/Antira-Gruppen;

tauscht Euch über mögliche Aktions-/Protestformen aus; koordiniert Euch mit vertrauten Personen oder bereits bestehenden Gruppen.

- ▶ Überlegt Euch genau, wie wir vorgehen wollt und was ihr (nicht) machen wollt – wichtig: haltet das auch ein. Mögliche Aktionsformen: direkt intervenieren und stören; Dokumentieren (Foto/Video); bei Gewalt/Übergriffen (professionelle) Hilfe holen, etc.

Umgang mit direkten Aktionen – Währenddessen

1. Keine Diskussion mit Nazis!

Die Vertreter*innen der neuen / extremen Rechten lassen sich nicht durch Argumente überzeugen – schon gar nicht auf ihren eigenen Veranstaltung. Außerdem lauft ihr Gefahr sie und ihre Position weiter legitimieren und als Gesprächspartner*innen ernst zu nehmen. Seid Euch darüber im Klaren: Sie nehmen sich eine Bühne, um mit populistischer und menschenfeindlicher Hetze andere zu überzeugen. Diese Bühne gilt es ihnen zu nehmen!

Debatten oder Diskussionen in dem von ihnen geschaffenen Rahmen stärkt ihre Sprecher*innen-Position. Sucht und schafft eigene Plattformen, um eine fundierte und kritische Auseinandersetzung mit ihren Argumenten/„Meinungen“ zu führen.

2. Sucht Euch Unterstützung von Freund*innen!

Animiert Personen in Eurer Nähe, wenn euch auffällt, dass menschen-verachtende Inhalte verbreitet werden (die Form ist dabei egal – ob verbal, mit Flyern, Plakaten oder durch Stände).

3. Seid laut!

Macht auf die Aktion und auf Euren Gegenprotest aufmerksam!

4. Nachdenken!

Nehmt euch mindestens 2 Minuten Zeit, um zu überlegen welcher Umgang sinnvoll ist und welche Konsequenzen sich ergeben können.

5. Dokumentiert!

Macht Fotos oder Videos, schreibt auf, wenn ihr die Personen kennt und was sie verbreiten. Wenn sich jemand öffentlich gegen Vertreter*innen der neuen Rechten positioniert, schützt die Privatsphäre der Person und unterbindet das Filmen/Fotografieren durch die Gegenseite. Achtet darauf ob und wo ihr es verbreitet. Und: Sprecht euch ab!

6. Passt auf euch auf!

Eure Namen und Gesichter sind erstmal nicht wichtig, wenn ihr euch gegen nationalistische, rassistische, homo- und trans*feindliche Inhalte positioniert.

7. Wegschicken!

Wenn ihr einen Stand entdeckt, freuen sich die Menschen von der JA sicherlich, wenn ihr ihnen ein wenig beim Abbau helft. Alternativ könnt ihr Campus Security rufen.

8. Keine Plattform!

Gebt den Rassist*innen keine Bühne! Genau darauf zielt ihr Konzept, jede Woche ein Skandal zu produzieren ab, so bleiben sie im Gespräch. Niemand möchte, dass sie im Gespräch bleiben und in Diskursen einen Raum bekommen. Berichtet lieber darüber, was passiert, statt ihre Inhalte weiter zu verbreiten.

Umgang mit direkten Aktionen – Danach

- ▶ Besprecht das Geschehene und reflektiert was passiert ist (Was lief gut/schlecht? Wie habt ihr Euch gefühlt? Was wollt/könnt ihr beim nächsten Mal anders/besser machen?)
- ▶ Dokumentiert was passiert ist und meldet Euch bei recherche-ffm@riseup.net
- ▶ Wenn etwas schief lief oder nicht so funktioniert hat wie ihr es euch vorgestellt habt – lasst euch nicht unterkriegen. Ihr seid jetzt schlauer und gewappnet für das nächste Mal.
- ▶ Im Falle von Repression: Meldet Euch bei der Rote Hilfe (siehe S. 13) oder dem AStA.

Das Pflänzchen namens Produktivität

10:00 Wecker klingelt. Wecker aus, 10:09 Uhr. Wecker klingelt, 10:25 Uhr. Wecker aus, 10:29 Uhr. Aufstehen, 10:45 Uhr. Kaffee, 11:07 Uhr: Hauptsache vor 12 an der Uni. Heute bin ich produktiv!!! Erst mal zum Mittagessen verabredet. Rein ins PEG. 3. Runde, immer noch kein Platz. Dann doch lieber ins IG. Paternoster hoch. 5.621. Tolle Aussicht.

12:31 Los geht's! Facebook: Ah cool, Oskar Offermann im Robert. Interessiert. Facebookpost: Ob ich ein Fahrrad hab? „Ja klar, komm vorbei.“ „Morgen Mittag?“ Da bin ich eigentlich noch an der Uni. Aber ach was, ich kann danach auch noch Home Office machen. Jetzt aber: Sachen raus. Ah, mist! Ich muss noch eine Sprechstunde ausmachen. Browser auf. Zeit.de. Nein nein nicht ablenken lassen. Mails auf. Was?! Ne Nachzahlung für Mainova? Whatsapp: WG-Krisenitzung einberufen: „Freitag?“ „Nein da hab ich Yoga.“ „Wie wärs Sonntag?“ „Ach ne, verkatert.“ „Sonntagabend???“ „Da bin ich bei meiner Freundin“ „Ok, nächste Woche dann ...“

12:52 Ok: Fokus. Zurück zum eigentlichen. Mail geschrieben. Browser zu. Sachen ordnen. Blätter abheften. Arbeitsplan. OLAT auf. Was war noch mal mein Passwort? Ach ja, fick-dieuni123\$\$\$. Mit Sonderzeichen. Muss ja sicher sein. Texte runtergeladen. USB-Stick. Drucker. Hm, alles belegt. Warten. Träumen. „Hier, der ist frei.“ „Warte, warte, dein Studiausweis“. USB-Stick nicht erkannt? Raus. Rein. Raus. Rein. Ah, jetzt! Mist, nicht genug Geld auf der Karte. Raus, runter, aufladen, wieder hoch. Drucken. Zurück an den Platz. 7 Seiten lesen. Richtig guter Text. Telefon: „Nein Mama, Sonntagabend kann ich leider nicht, du weißt doch, die Bachelorarbeit.“

14:03 Ach, schon so spät? Mittagessen: Casino oder Dasein? Treffen Dasein, im Casino essen. Undefinierte Tofupampe oder Wurst? Hm, Auf- lauf. „Mit extra Käse, bitte.“ Verlabern. „Kaffee?“ Diskussion: Rotunde, Dasein, Hopplo, HZ, Alfredo? Dasein. „Muss heute noch produktiv sein! Bis später!“

15:34 Puh, Mittagstief. IG 2. Stock. Sofa. Powernap.

16:15 Facebookcheck. Stop! Muss heute noch was schaffen! Hab noch nichts geschafft! Panik! Text raus. Rahel Jaeggi: Entfremdung. Hm, was mach ich hier eigentlich? Wozu zur Hölle studiere ich das? Bin ich entfremdet? Was will ich mit meinem Leben?

16:46 Praktikum googlen: „Was wir von Ihnen erwarten: Kreativität, Leistungsbereitschaft und Selbstständigkeit“. Hm bin ich das? Kreativ? Keine Ahnung. War in der Schule immer ganz gut in Kunst. Leistungsbe- reit? Hm ja schon so, kommt halt drauf an. Selbstständig? Hm naja, das mit der Bachelorarbeit zieht sich jetzt schon etwas. Neoliberalerscheißdreck.

17:57 Was koch ich mir heute Abend? Muss noch einkaufen. Rewe ist so teuer. Lieber Aldi. Hat aber nur bis 8 Uhr auf. Ok Plan: bis 19:15 Powerproduktivität, dann einkaufen. Ok 1 Stunde. Und los.

18:28 Laptop leer. Mist, wo ist mein Ladekabel? Zuhause. Klassiker. Egal, die halbe Stunde hätte ich eh nix mehr geschafft.

18:59 Zuhause. Zimmer aufräu- men. Wäsche machen. Essen. „Wie war dein Tag so?“ „Irgendwie stressig obwohl ich nix geschafft hab“ „Bei dir?“ „Och, ganz schön, hab gechillt und mal wieder die Pflanzen gegossen“

Timo Spiegel



„Lasst uns herumstehen, denn herumstehen ist Freiheit!“

Für eine Verteidigung der Langeweile

Das gegenwärtige Aktivierungsparadigma einer Disziplinar- und daraus resultierenden Leistungsgesellschaft, in der das Subjekt im Glauben des ‚Für-sich-selbst-Arbeitens‘ ein ‚Leben-auf-Projekte-hin‘ führt, wird durch die dazugehörigen physischen wie psychischen Symptome begleitet: Ob Burn-Out, ADHS, Depression oder eben das Bore-Out. All diese Zustände des Subjekts der Gegenwart deuten auf das auf seine Umwelt reagierende Subjekt hin, dass über die Individualisierungs- und Selbstregulierungstendenzen auch eine Perspektive auf die Gesellschaft als Ganzes ermöglicht, welche jene immanente innere und nicht mehr differente äußere Gewalt am Selbst als Selbstverletzung zulässt. Perfide daran ist, dass zum Aktivierungsparadigma nicht nur die Aktivierung, sondern auch sein vermeintliches Antonym, die Passivierung, gehört: Dazu gehören die diversen „Mach mal Pause“-Slogans seit den 60er Jahren, die zig Anleitungen zum Innehalten, Selbstfinden, ebenso wie die Yoga- und Achtsamkeitsseminare, die sowohl in den Silicon Valley Firmen als auch den europäischen Mittelklasseunternehmen zur Steigerung der Kreativität und der daraus erhofften Produktivität der Mitarbeiter_innen innerhalb der Arbeitszeit angeboten werden. Denn in einer auf Optimierung eingespielten Gegenwart soll auch das vermeintliche Nichts-Tun letztlich noch produktiv sein und darf auf keinen Fall: langweilen. Dieses Nichts-Tun lässt sich auch als *Unlust, Trägheit, Untätigkeit, Faulheit, Tatenlosigkeit, Inaktivität, Passivität* oder *Zeitverschwendung* beschreiben. Diese Formen der Langeweile verweisen hier auf ein Sinnverständnis, welches auf Beschäftigung, Arbeit und Tätigkeit rekurriert. Eine Geschäftigkeit, die auch heute noch, im Gegensatz zur *sinnlosen Nicht-Tätigkeit*, in unserer Gegenwart als positiv konnotierte

Da-Seins- und Sinnzuschreibung fungiert. Und doch wird natürlich auch die Langeweile als vermeintlich Produktive weiter ausgequetscht: So stellt beispielsweise der Konzern Google bevorzugt Mitarbeiter_innen mit *boredom proundness* ein, weil sie hier der neuesten Kognitionsforschung¹ folgend, ein Mehr an Kreativitätspotential vermuten, letztlich also dem bestehenden Aktivierungsparadigma folgen, welche einem vermeintlichen Kreativitätsdispositiv aufgesessen ist. Nicht erst seit Andreas Reckwitz' Buch zum Kreativitätsdispositiv müssen Künstler_innen als Rollenmodell für das Subjekt der Spätmoderne erhalten und anstelle der bloßen technischen Innovation wird nun die, aus den Untiefen einer falsch verstandenen Langeweile erschaffene, ästhetische Kreation zum eigentlichen Ziel der Produktion in der Gegenwartsökonomie. Aus eben diesem Grund ruft Wilhelm Genazino, Schriftsteller, Künstler und Subjekt dieses Ästhetisierungsparadigmas und Kreativitätspositivs, den Programmleiter_innen, Fernsehdirektor_innen, Eventdenker_innen, Kaufhauschef_innen, den Planer_innen von Freizeitparks und Loveparades beschwörend zu: „Lasst die Finger weg von unserer Langeweile!“. Genazino nimmt die Langeweile des Büchner'schen Lustspiels zum Vorbild und betont ihren transformativen, revolutionären Charakter: „Bei Büchner wird Langeweile nicht vertrieben, sondern angenommen“, was er als gewichtigen Unterschied zur vertriebenen Langeweile der Gegenwart konstatiert, denn „Langeweile bei Büchner ist eingestandener Stillstand, der beim Subjekt bleibt.“² Das ist etwas anderes, als die sofortige Produktion, Herstellung, Generierung von Neuem, Anderem, Niemals-Dagewesenen. So verstandene, wäre es falsch verstandene Langeweile, wie sie jedoch mittlerweile allerorts „produziert“ wird und doch

besitzt Langeweile etwas Revolutionäres, außerhalb dieser dichotomen Verwertungslogik von passiv-aktiv.

Walter Benjamin definiert den Zustand der Langeweile als etwas, was uns passiert, „wenn wir nicht wissen, worauf wir warten.“³ Es ist das Unbestimmte, der nicht fokussierte Zustand des Wartens, der geradezu notwendig ist, um Langeweile zu erzeugen. Benjamin sucht mit der Langeweile ein Erfahrungsmoment, einen Schwellenzustand, der über das rationale Erfassen von Welt hinausgeht und diese Welt geradezu ‚revolutionär‘ zu sprengen vermag. In den passiven Motiven der Langeweile verortet Benjamin somit einen aktiv anmutenden, in sich revolutionären, Schwellenmoment. Um diesen Gedanken nachvollziehen zu können, ist es notwendig, sich von der dichotomen Unterteilung des Bewusstseins in aktiv und passiv zu lösen und Langeweile als jenen Zustand zu verstehen, der diesem aktiv-passiv-Dualismus noch vorausgeht. So behauptet Benjamin bereits in seinen Vorstudien zu seinen Thesen Über den Begriff der Geschichte gegen Marx, der „die Revolutionen“ noch als beschleunigte, fortschrittserhitzte „Lokomotiven der Weltgeschichte“⁴ bezeichnete, also als eindeutig vorwärts treibende aktive Dynamik, dass eigentlich gerade diese „Revolutionen der Griff des in diesem Zug reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse“⁵ seien – und somit also die Unterbrechung – aber nicht die bloße reinen Passivität oder reine Aktivität – zum eigentlichen Augenblick der Revolution, zum revolutionären Augenblick, macht. Erst in einer der passivierenden Methoden der Langeweile, der Unterbrechung der linearen, beschleunigten Fortschrittsgeschichte ist demnach überhaupt Veränderung, Revolution möglich.

Mit den Begriffen des ‚Chock‘ sowie der ‚profanen Erleuchtung‘ gälte es nach Benjamin, „die Kräfte des Rausches für die Revolution zu gewinnen“.⁶ Diese Rauschzustände versteht Benjamin als Konzentrat der Erfahrung von Zuständen der Langeweile, in denen „wir nicht wissen, worauf wir warten“ „Ob Rausch, Chock, Spiel oder profane Erleuchtung, diese Zustände beziehen bei Benjamin die Langeweile stets mit ein, sie können und sollen sie hervorrufen. Benjamin beschreibt Langeweile als

„ein warmes graues Tuch, das innen mit dem glühendsten, farbigsten Seidenfutter ausgeschlagen ist. In dieses Tuch wickeln wir uns wenn wir träumen. Dann sind wir in den Arabesken seines Futters zuhause. Aber der Schläfer sieht grau und gelangweilt darunter aus. Und wenn er dann erwacht und erzählen will, was er träumte, so teilt er meist nur diese Langeweile mit. Denn wer vermochte mit einem Griff das Futter der Zeit nach außen zu kehren? Und doch heißt Träume erzählen nichts anderes.“⁷

In der Langeweile wird das Erwachen überhaupt erst möglich, denn sie „ist die



Außenseite des unbewussten Geschehens“.⁸ Hier findet sich jener unbewusste Rauschzustand im Dazwischen von bewussten und unbewussten, unkontrollierten Erfahrungsmomenten, die über das Unterbewusstsein eine Erfahrung von Welt in das Bewusstsein transportieren. Benjamin führt die Erfahrung des Unbewussten und des Traumzustands der Langeweile in die Geschichtsphilosophie ein, „dem Historiker fällt die Aufgabe der Traumdeutung zu“ konstatiert Heinz-Dieter Kittsteiner demnach dann in seinem Kapitel „Erwachen aus dem Traumschlaf“.⁹ Somit wird die Langeweile zu diesem Moment des Dazwischen, zwischen Schlafen und Wachen, zwischen Träumen und Denken, in dem das Erwachen stattfinden kann. In diesem Zustand, im „Erwachen aus dem Traumschlaf“, ist es möglich jenes dialektische Bild zu erkennen, dass sich aus der doppelten Erfahrung zwischen der Wachwelt und der Traumwelt manifestieren kann. Das Nicht-mehr des Traums ragt in das Noch-nicht des Wachzustands der Vernunft hinein und stellt somit diese infrage. Und auch hier zeigt sich erneut die Unzulänglichkeit der Dichotomie von Vernunft und Unvernunft, Sinn und Unsinn, Wachen und Träumen, aktiv und passiv. Die Formen der Langeweile bei Benjamin, im Konvolut D des Passagenwerks prominent betitelt unter „Die Langeweile, ewige Wiederkehr“, sind oft als Figuren des reinen Inaktiven – und damit im Gegensatzpaar aktiv-passiv verweilend – missverstanden worden, weil Benjamin von einer Schwelle, einem ‚Übergang‘ schreibt. Doch die Schwelle setzt den Akt des Überschreitens der Schwelle nicht als notwendig voraus, er ist möglich, aber noch nicht ausgeführt, noch nicht mal intendiert. Im Gegenteil sind Übergang und Schwelle sowohl Teile des einen als auch des anderen zu eigen. Benjamin schreibt, „Die Schwelle ist ganz scharf von der Grenze zu unterscheiden. Schwelle ist eine Zone. Wandel, Übergang, Fluten liegen im Worte ‚schwelen‘ und diese Bedeutung hat die Etymologie nicht zu übersehen.“¹⁰ Es scheinen gerade die Zonen der Schwelenerfahrungen zu sein, die den unverstellten Blick auf die beiden voneinander abgetrennten Bereiche ermöglichen und diese in ihrer vermeintlichen Polarität einem neuen Urteil unterziehen. Diese Denkfigur des Schwellenzustands, der notwendigen Leere eines Dazwischen, zeigt sich insbesondere in Benjamins Frühwerk immer wieder: So hebt er (mit Georges Sorel) in „Zur Kritik der Gewalt“ die als logisch vorausgesetzte Dichotomie von Recht und Unrecht aus, indem er den immanenten Widerspruch von Recht und Gewalt herausarbeitet, der darlegt, dass sowohl Rechtsetzung und -erhaltung sich der Gewalt bedienen, so dass letztlich „ein dialektisches Auf und Ab in den Gestaltungen der Gewalt als rechts-etzender und rechtherhaltender“¹¹ Kraft stattfindet. Dieser Denkbewegung folgend erarbeitet er eine notwendige Leere des

Dazwischen, mit Hinweis auf den proletarische Generalstreik, er differenziert hier mit Sorel in proletarischen und politischen Generalstreik. Demnach stellt der proletarische Generalstreik eine Unterlassung der Rechtssetzung dar und sei somit eine anarchistische, nicht auf neue Rechtsetzung ausgelegte „Unternehmung“. Wichtig ist hierbei, dass es Benjamin hierbei um den Akt, das „reine Mittel“¹², des Unterlassens und der daraus folgenden Leergelassenheit geht, wenn im proletarischen Generalstreik die Staatsmacht und der Staat als solcher aufgehoben werden soll.

„Im Anschluss an gelegentliche Äußerungen von Marx weist Sorel jede Art von Programmen, Utopien, mit einem Wort von Rechtsetzungen für die revolutionäre Bewegung zurück: „Mit dem Generalstreik verschwinden all diese schönen Dinge; die Revolution erscheint als eine klare, einfache Revolte und es ein Platz weder den Soziologen vorbehalten noch den eleganten Amateuren von Sozialreformern, noch den Intellektuellen, die es sich zum Beruf gemacht haben, für das Proletariat zu denken.“¹³

Es geht Benjamin hier also um die Notwendigkeit des revolutionären Moments, nicht bereits ein anderes System als zu Ersetzendes zu intendieren, sondern die Leergelassenheit des Moments als Schwellenmoment zu erlangen.

Anders als die berechnete Langeweile-Anfälligkeit von Mitarbeiter_innen als Nährboden der Kreativitätssteigerung, besitzt die hier von Benjamin präferierte und definierte Langeweile den Vorteil, dass sie sich nicht in diese Produktionserwartung einer aktiv-passiv-Dichotomie einspeisen lässt und sich somit einer Verwertungslogik entzieht. „Lasst uns herumstehen, denn Herumstehen ist Freiheit! Und gebt euch zufrieden damit, wenn wir das, was uns interessant vorkommt, vielleicht niemandem erzählen wollen.“ Diese hier verteidigte Langeweile findet sich in transformierter Form in den Figuren der Loafers, Loungers, Slackers, Bums, also der Bummler_innen, Faulenzer_innen, Eckensteher_innen, Stromer_innen, Nichtstuer_innen und Gammler_innen der Gegenwart, die allesamt zum einen als inaktiv und unproduktiv verschrien sind und andererseits weiterhin versucht werden, als Randfiguren für den Konsum-Kreislauf zu gewinnen¹⁴. Genazino schließt die Lücke zwischen Georg Büchner und heute, wenn er unsere stetige Geschäftigkeit als Angst vor dem „Ich-Zerfall“ entlarvt und ihren revolutionären Charakter betont: „Die Langeweile der Einzelnen und die Ermüdung des Ganzen gehören in der Moderne zusammen. Durch die Brechung dieses Zusammenhangs ist *Leonce und Lena* ein hypermoderner Text, im Kern staatsgefährdend, wenn unser selbst stumpf gewordener Staat mit Literatur noch zu gefährden wäre.“¹⁵

Anne Gräfe



- 1 Hier sei nur kurz auf die Zusammenfassung des Langeweile-Forschungsstands durch Maggie Koerth-Baker in der Onlinepublikation von NATURE verwiesen. Maggie Koerth-Baker, Why boredom is anything but boring, in NATURE, International weekly journal of science, 12.01.2016, <http://www.nature.com/news/why-boredom-is-anything-but-boring-1.19140>.
- 2 Genazinos Dankesrede zur Verleihung des Büchner Preises 2004, nachzulesen unter: <https://www.deutscheakademie.de/de/auszeichnungen/georg-buechner-preis/wilhelm-genazino/dankrede>.
- 3 Benjamin, „Konvolut D: Die Langeweile, ewige Wiederkehr“, in: ders., Das Passagenwerk, 1983, S. 161.
- 4 Marx, „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850“, in: ders., Engels, Werke, Bd. 7, 1960, S. 85.
- 5 Benjamin, „Über den Begriff der Geschichte“, in: Tiedemann / Schweppenhäuser (Hrsg.), Gesammelte Schriften, Bd. I.3, 1991, S. 1232.
- 6 Benjamin, „Der Surrealismus – Die letzte Momentaufnahme der europäischen Intelligenz“, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. II, 1, 1977, S. 295 – 310, hier S. 307.
- 7 Benjamin, „Konvolut D: Die Langeweile, ewige Wiederkehr“, in: ders., Das Passagenwerk, 1983, S. 161.
- 8 Benjamin, „Konvolut D: Die Langeweile, ewige Wiederkehr“, in: ders., Das Passagenwerk, 1983, S. 162.
- 9 Vgl. Kittsteiner, „Erwachen aus dem Traumschlaf“, in: ders., *Listen der Vernunft. Motive geschichtsphilosophischen Denkens*, 1998, S. 150 – 182, insbs. S. 162-164.
- 10 Benjamin, „Konvolut O: Prostitution, Spiel“, in: ders., Das Passagenwerk, 1983, S. 618.
- 11 Benjamin, Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze, 1965, S. 63.
- 12 A.a.O., S. 50.
- 13 A.a.O., S. 52.
- 14 Siehe hierzu insbesondere das äußerst amüsante Buch des ebenso wie Büchner vielfältig beschäftigten und interessierten Autors Tom Lutz, *Doing Nothing – A History Of Loafers, Loungers, Slackers, And Bums in America*, 2006 New York.
- 15 Genazinos Büchner Preises 2004 Dankesrede: <https://www.deutscheakademie.de/de/auszeichnungen/georg-buechner-preis/wilhelm-genazino/dankrede>.

Ein Plädoyer für mehr Langeweile

Langeweile wird in meinem Leben
großgeschrieben.
Andere denken Langeweile,
ich lebe Sie.

Nur ein kleiner, ich möchte behaupten elitärer Teil, aller Menschen wissen überhaupt was das heißt: Langeweile zu verspüren. Die Quintessenz der Langeweile in ihren Wurzeln zu fühlen und sich wahrlich zu langweilen. Einmal von dem Gefühl gekostet, einmal die spürbare Leere verspürt und schon hingerissen von dem berausenden Gefühl der Langeweile. Doch wer hier erwartet, dass ich mit literarischen Schöngest oder gar philosophischen Rüstzeugs das Konstrukt der Langeweile zeichne, wird sich bloß langweilen. Die Gaben des schönen und klugen Klanges gab ich vor langer Zeit auf, um mich voll und ganz meinem Lebensinhalt der Langeweile zu widmen. Viel mehr möchte ich mit diesen Zeilen, in Einklang mit Monotonie und Gleichförmigkeit und abseits von Wendungen und Höhepunkten, eine Geschichte über den Ursprung der Langeweile erzählen.



Eine kurze Sinnespause. Ich drehe mich einmal mit meinem Schreibtischstuhl im Kreis. Ein zierlich, tristes Quietschgeräusch ertönt. Ich gähne laut und voller Leidenschaft. So leidenschaftlich, wie ich eben bin. Ein Schluck schwarzer Tee aus der Katzentasse meines Mitbewohners. Ich denke wir können anfangen.

Versucht den richtigen Beginn der Geschichte zu finden, entscheide ich mich schließlich für das Küchenfenster. Den Einspruch, ein Küchenfenster könne niemals einen gelungenen Beginn einer Geschichte verkörpern, weise ich mit einem trockenen Verweis auf die Beschaffenheit dieses einzigartigen Küchenfensters ab. Das Küchenfenster als solches kann wirklich jeglichen Wert abgesprochen werden, doch der Blick, welcher sich hinter der gläsernen, meist schmutzigen Fassade verbirgt, ist Stoff für zahlreiche Geschichten, die ihresgleichen suchen. Prägend, viel mehr ausschlaggebend, für diese Geschichten ist ein unbesungener Held, der hinter den Grenzen des Gläsernen ein Leben im Felde der Abstrusitäten der Langeweile feiert und den ich in dieser Geschichte Nachbar nennen möchte. Wenn der Geruch von Ofenkartoffeln sich langsam mit dem Zustand der Lethargie in einem anmutend süßen Gefühl der ruhigen Verzweiflung vermischt und das steinerne Idealbild der Langeweile anfängt zu bröckeln, dann ist der Blick zum Nachbar, als Mitstreiter, Verfechter und Inkarnation der Langeweile, unabdingbar.

„Er tut es, diesmal wirklich!“, flüstert meine Mitbewohnerin in einem beunruhigten Ton, der sich wie ein tiefer Schnitt durch meinen Palast der Langeweile zieht. „Tut was?“, räuspere ich mich skeptisch, versucht der bevorstehenden Spannung etwas entgegenzusetzen. „Er zieht aus. In echt!“ Berge wirken klein. Abgründe hoch. Plötzlich kommt mir in den Sinn, warum ich mich eigentlich nie beim RCDS engagiert habe. Scheint doch ein netter Haufen zu sein. Verkehrte Welt. Alles scheint möglich. Ich stürme, hechte, brause, sause zum Küchenfenster, als Linse des einen

Schauplatzes. Erfasst vom elektrischen Prickeln der Luft, verdichtet sich die umgekehrte Langeweile, schließlich zu einem Gefüge der Ruhelosigkeit. Ich fühle Stress. Mein Nachbar dagegen ruhig, beinahe apathisch, wie er Hemd für Hemd, Hose für Hose, aus seinem Schrank fein säuberlich zur wohlgeformten Ordnung verhilft. Das Schauspiel endet schließlich, als der letzte Schrank, die letzte Truhe, von ihrem Inhalt entledigt ist und sie sich wohl genauso fühlen müssen, wie ich mich jetzt fühle. Leer. Substanzlos. Doch das ist keine Langeweile, das ist bitterer Stress.

Eingehüllt in Nostalgie und mit schwerem Blicke, betrachte ich noch einmal meinen symbolischen Freund, den Kenner, den Genießer der Langeweile. Doch kurz bevor ich mich abwende und schaue was eigentlich die Ofenkartoffeln machen, passiert es: Er räumt wieder ein. Die Hoffnung der Schwunglosigkeit fließt wieder in mein Leben. Das Umräumen also als Akt der Langeweile, als Ritus der Einförmigkeit, als Huldigung an die überschüssige Zeit. Meine Lippen bewegen sich ein wenig nach oben. Die Welt scheint wieder in Ordnung.

Die Ofenkartoffeln sind verbrannt. Doch diese Opfer waren es mir wert, um euch einmal den Willen zum Belanglosen in seiner schönsten Form zu zeigen. Ich denke, ich werde ihm beim Einräumen noch ein wenig zuschauen und danach wohl ein kleines Mittagsschläfchen halten. Und wer weiß, wenn nächstes Mal die Langeweile auch bei euch fad und ausdruckslos an die Tür klopft, dann bittet sie doch einfach mal rein. Und seht, wie manchmal das Leben durch ein bisschen weniger, ein bisschen schöner wird.

Nils Richterich

*Samstags gehört
die Freiheit nicht
mir.*



Beitrag zum 21. Philosophicum Lech.

Wenn wir Freizeit als das begreifen, was es semantisch und intuitiv zu sein scheint – freie Zeit – erschließt sich unmittelbar, dass sie nur im Gegensatz zu etwas Anderem gedacht werden kann. Einer unfreien Zeit; also Arbeit? Freizeit und Arbeit sind aneinandergelagert und können eigentlich nur Sinn entfalten, insofern sie sich wechselseitig bedingen. (Adorno 1969: 57) Damit scheint einiges und zugleich gar nichts gesagt. Womit also freie Zeit füllen, wenn nicht mit Arbeit? Mit Freiheit? Die Analysen feministischer Autor*innen, zur Bedeutung unbezahlter Care-Arbeit hinsichtlich der Reproduktion von Arbeitskraft, haben neben den ihnen zugrundeliegenden Strukturen eins mehr als deutlich gezeigt: Jenseits der Lohnarbeit sind wir alles andere als frei. (Federici 2012: 21ff.) Was aber, wenn man auch von ‚dem bisschen Haushalt‘, abstrahieren wollte? Also hin zu etwas, in dem wir nicht unmittelbar an die Notwendigkeit von Produktion und Reproduktion gebunden wären: ein Ort ganz realer Faulheit. Es macht vielleicht Sinn die Frage umzukehren: Warum überhaupt Freizeit unterscheiden? Immerhin gibt es genügend Menschen die glauben, ihre Arbeit sei ihr Hobby, als enthielte sie einen Aspekt der Selbsterfüllung, um nicht zu sagen der Passion. In einem Essay über Freizeit behauptet Adorno wiederum, er habe kein Hobby, denn sei ihm ernst mit allem was er täte. Nichts davon sei als das Totschlagen von Zeit oder eine Beschäftigung verstehen, in die er sich bloß vernarrt hätte. Worauf hin er jedoch eingestehen muss, dass dies durchaus ein professorales Privileg sei (Adorno 1969: 58)

Aber ist eine Tätigkeit pervertiert sobald sie den Anschein der Arbeit trägt? So trällern doch Marx frühe Schriften das hohe Lied der Arbeit, als einer anthropologischen Naturgewalt, mittels der sich die Menschen durch die Bearbeitung der Natur dieselbe aneigneten. Das Problem wäre demnach nicht die Arbeit als solche, sondern die Entfremdung von ihr, damit von der Gesellschaft und den Menschen untereinander. (MEGA2 I/2: 370) Dieser Begriff der Arbeit verschwindet nicht umsonst im Verlaufe Marxens weiterer Arbeiten. Anstelle menschlicher Schöpfungskraft tritt ein Faktor, der sich auch ohne weiteres in Form von Maschinen vergegenständlichen lässt. (MEW42: 590ff.) Dass diese als Ersatz menschlicher Arbeitskraft, dann plötzlich den Zorn der Arbeiter*innen auf sich ziehen, stellt nicht die Abwehr einer Hybris gegen die schöpferisch-selbstverwirklichende Kraft der Menschheit dar. Indem Technologien den Produktionsprozess optimiert und zuvor notwendige Arbeitszeit frei setzt, entsteht nicht Freizeit im hehren Sinne. Schließlich stellt die Arbeiter*in Waren nicht bewusst zur Erfüllung einer kollektiven Aufgabe her, sondern um des Lohnes willen, im Austausch gegen ihre eigene Ware Arbeitskraft. Dass auch Kassierer*innen

von ihrer Ersetzung durch Automaten profitieren könnten, ist also abstrakt wahr, aber konkret mehr als zynisch.

Nun wäre es aber unbefriedigend bei dieser Orthodoxie stehen zu bleiben oder schlimmer noch: Arbeit individuell (als meine Selbstverwirklichung) oder kollektiv (als Selbstverwirklichung des Proletariats) zu affirmieren. Kommen wir also zur Ausgangsthese zurück: Dass Freizeit nicht nur semantisch, sondern tatsächlich immer auf Arbeit bezogen erscheint. Wenn Arbeit also einer integralen, wie historisch spezifischer Weise gesellschaftlicher Vermittlung zugrunde liegt (Postone 2014: 375), sind wir im wahrsten Sinne gezwungen, mit dem ‚zu arbeiten‘ was uns zur Verfügung steht.

So betrachtet wäre Faulheit nicht nur eine private Marotte, sondern als so verstandene Arbeitslosigkeit, vor allem ein Kristallisationspunkt der Paradoxien einer so vermittelten Gesellschaft: Die moralische Stigmatisierung von Arbeitslosigkeit und durch sie gerechtfertigte Disziplinarmaßnahmen, sind nicht nur Ausdruck eines protestantischen Ethos. Gesetzt, dass Arbeitslosigkeit kein Kommunikationsproblem darstellt, also kein konkreter Bedarf an meiner Arbeitskraft besteht und meine Existenz qua Sozialleistungen abgesichert ist, besteht durch meine Umwelt scheinbar keine Notwendigkeit meine Haut zum Markt zu tragen. Da aber der historisch spezifischen Weise nach, in der sich Gesellschaft und Subjekt vermittelt zeigen, niemand wollen kann, dass niemand arbeitet, muss der Zwang in eben dieser moralisierenden Form auf Ebene der Subjekte verhandelt werden. Plötzlich bin ich es, der sich die Notwendigkeit suchen muss – sonst wird sie mir geschaffen.

Die Immoralität meiner Faulheit, ist an den Vorsatz geknüpft, dass Vollbeschäftigung herrsche. Ganz individuell bin ich angerufen, diesem Ideal zur Verwirklichung zu verhelfen; was recht absurd, jedoch nicht banal ist. Es zeigt sich hierin, dass moralische Fassungen eines sozialen Problems vor allem dort entstehen, wo sie einer kollektiven, d.h. sittlichen Praxis entzogen sind. (Adorno: 1996: 30) Ebenso, dass ein Versuch diese kollektiv – als (Arbeits-)Ethik – zu rückkoppeln eine Form der Repression darstellt, hinter der das Problem das diese sittliche Praxis verunmöglicht, zurücktritt. (Butler 2014: 10) Es ist kein konkreter Bedarf, der uns zur Arbeit nötigt. Dieser Umstand wäre so betrachtet, ein Ausdruck von Zwang wie von Freiheit. Die Notwendigkeit etwas zu produzieren ergibt sich nicht aus Naturnot – weil diese oder jenes gebraucht wird – sondern synthetisch, weil es gegen ein abstraktes Äquivalent getauscht werden kann und muss. (Dath 2017: 29) Dass meine Tätigkeit mit demselben Effekt von jedem oder etwas ausgeführt werden könnte – darin abstrakt ist – ist die reale Bedingung der Faulheit.

Faulheit ist die unter den Zwang subsumierte Freiheit, die Verkehrung der

Autonomie. Nicht die sich selbst bedingende Freiheit, mich an mir selbst gegebene Gesetze zu binden, (Khurana 2011: 7ff.) sondern meine Freisetzung, aus den mich zwingenden Gesetzen in diesem selbst. Deshalb ist sie nur an Arbeit gebunden vorstellbar. Sie ist eine Freiheit die mir nicht zu eigen ist.

Felix Kronau

Literaturverzeichnis:

- Adorno, Theodor W. (1969): Freizeit. In: Theodor W. Adorno: Stichworte – Kritische Modelle 2. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1. Aufl. S. 57–67.
- Adorno, Theodor W. (1983): Probleme der Moralphilosophie. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1. Aufl.
- Butler, Judith (2014): Kritik der ethischen Gewalt. Suhrkamp: Berlin, 4. Aufl.
- Dath, Dietmar (2017): Hinschauen statt glauben. Ein Erfahrungsbericht aus der Langstrecken-Marxlektüre. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Das Kapital. 19–20/2017. 29–33.
- Federici, Silvia (2012): Die Reproduktion der Arbeitskraft im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. In: Bini Adamczak u. a. [Hrsg.]: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. edition assemblage: Münster, 1. Aufl. S. 21–86.
- Khurana, Thomas (2011): Paradoxien der Autonomie. Zur Einleitung. In: Thomas Khurana & Christoph Menke [Hrsg.]: Paradoxien der Autonomie Freiheit und Gesetz I. August: Berlin, 1. Aufl. S. 7–24.
- Marx, Karl (1844): Ökonomisch-philosophische Manuskripte (Zweite Wiedergabe) In: MEGA2 I/2.
- Marx, Karl (1856): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. In: MEW 42.
- Postone, Moishe (2014): Marx neu denken. In: Rahel Jaeggi & Daniel Loick [Hrsg.]: Nach Marx. Philosophie, Kritik, Praxis. Suhrkamp: Berlin. S. 364–393.

Hamsterrad Studium: Gleiche Bildungschancen für ALLE

Kaum sind die Semesterferien vorüber und die Klausuren oder Hausarbeiten geschrieben, da fängt der Termindruck mit dem Sommersemester von neuem an.

Im Nacken sitzt die Frist für die Abgabe der Hausarbeit, der nächste Klausurtermin ist im Kalender eingetragen und mündliche Prüfungen stehen noch an. Die Pausenscheiben in den Bibliotheken erinnern daran, dass die Pausen getaktet sind. Das Gefühl immer mehr erledigen und tun zu müssen in weniger Zeit lässt sich jedoch nicht einfach abschalten. „Wir sind beschleunigt“ – wie der Jenaer Soziologie Professor Hartmut Rosa schreibt:

„Die soziale Beschleunigung produziert neue Zeit- und Raumerfahrungen, neue soziale Interaktionsmuster und neue Formen der Subjektivität, und in der Folge transformiert sie die Art und Weise, in der Menschen in die Welt gestellt und geworfen sind – und die Art und Weise, in der sie sich in dieser Welt bewegen und orientieren.“¹

In diesem Zusammenhang wird der Blick auf soziale Ungleichheit und den pathologischen Auswirkungen geöffnet: Ein Kreislauf von *Ausgebranntsein, Überforderung, Burn-Out, Depressionen* entsteht.² Die soziale Beschleunigung transformiert auch das Studieren. Die psychischen Belastungssituationen finden sich auch unter Studierenden. Wie die 20. Sozialerhebung des Studentenwerkes zeigt, fühlten sich 68 Prozent der Bachelor-Studierenden durch das Studium gestresst und belastet, 49 Prozent gaben sogar an, dass sie sich beeinträchtigt fühlen.³ Studierende stehen jedoch nicht nur vor psychischen Problemen. Es gibt noch eine ganze Reihe

von anderen Faktoren: Die sozioökonomische Benachteiligung ist beispielsweise eine davon. Wer neben dem Studium *jobben* geht, hat weniger Zeit fürs Studium und beraubt sich damit seiner Bildungsinhalte.⁴ Unter diesen Bedingungen wird jedoch das *Bologna Credo* die Regelstudienzeit einzuhalten erschwert, wenn nicht sogar unmöglich gemacht. Das Hamsterrad Studium dreht sich immer schneller. Damit Studierende nicht abgehängt werden, braucht es ein Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG), welche Chancengleichheit für ALLE schafft. In seiner jetzigen Form kann das BAföG die soziale und wirtschaftliche Lage der Studierenden jedoch kaum auffangen wie der DSW (Deutsches Studentenwerk) im Jahr 2012 schon bemerkenswerterweise selbst feststellte: *„Studieren ist ein Vollzeit-Job! Trotz Bachelor/ Master jobben noch immer zwei von drei Studierenden. Die BAföG-Freibeträge⁵ müssen steigen, damit der Zwang der Erwerbstätigkeit abnimmt.“⁶* Eine pauschale Erhöhungsrunde reicht allerdings nicht aus. Denn die Ausbildungsförderung beschränkt sich nur auf eine Förderung innerhalb der Regelstudienzeit und widerläuft damit eben einer inklusiven Hochschulbildung. Eine durch Studierendenproteste angestoßene BAföG-Novelle ist im Jahr 2016 in Kraft getreten. Die strukturelle Weiterentwicklung, beispielsweise über die Öffnung des BAföG durch veränderte Altersgrenzen, muss allerdings

noch erkämpft werden. Mit einer pauschalen Erhöhungsrunde können die multiplen Probleme der Studierenden nicht aufgefangen werden. Die Lebensrealität der Mehrheit der Studierenden – vor allem von Studierenden aus einkommensschwachen Familien – wird immer noch nicht in Rechnung getragen.⁷ Wer eine Verlängerung der Ausbildungsförderung um zwei Semester über die Regelstudienzeit hinaus in Anspruch nehmen möchte, muss nach geltender Gesetzeslage (§15 Abs. 3 BAföG) spezielle Gründe wie beispielsweise Krankheit oder eine Behinderung, Schwangerschaft oder Gremientätigkeit nachweisen. Wie prekär die Studiensituation trotz Novelle ist, lässt sich im Alternativen-BAföG Bericht nachlesen: „Rund 20 Prozent der Absolvent_innen brauchen länger als die Regelstudienzeit plus zwei Semester. Unter diesen Studierenden dürfte der Anteil derjenigen, die in der Regelstudienzeit BAföG bekommen haben, dann in der Endphase ihres Studiums herausfallen und deren Endphase durch Lohnarbeit verlängert wird, relativ hoch sein.“⁸ Auch die Altersgrenzen in der Bildungsförderung sind unrealistisch: Der Master muss direkt im Anschluss des Bachelorabschlusses anknüpfen und darf nur bis zur Altersgrenze von 35 Jahren angegangen werden, um BAföG-Förderungsfähig zu sein. Daher verwundert es nicht, dass bisher nur knapp 15 Prozent der Studierenden zwischen Bachelor und Master

eine Erwerbsphase einlegen. Eine längere Unterbrechung durch Berufstätigkeit ist momentan nach BAföG nicht förderfähig.⁹ Wie wenig die Zahlen aus der 20. Sozialerhebung des DSW die Problemfelder der Studierenden berücksichtigt und abbildet, zeigt sich im Alternativen BAföG-Bericht, den die Gewerkschaften und ihre Jugendorganisationen auch deshalb erstellt haben, da eine Berichterstattung der Bundesregierung, also die 21. Sozialerhebung über die aktuelle Studiensituation immer noch fehlt. Im Alternativen BAföG-Bericht wird das Zusammenwirken von mehreren Benachteiligungsfaktoren für Studierende illustriert und mögliche Lösungsvorschläge im Rahmen des BAföG vorgestellt.¹⁰ Zum einen wird transparent gemacht, wie die multiplen Benachteiligungsfaktoren zusammenwirken und aufgezeigt, dass die momentane BAföG-Praxis über ihre zu niedrigen Bedarfssätze, Freibeträge, Altersgrenze und Leistungsnachweisgrenzen zu sich akkumulierenden Problemen führen kann. Im schlechtesten Fall kann das sich im Ende der Förderung als auch im Studienabbruch ausdrücken.¹¹ Damit die Studierenden nicht länger mit Auswirkungen wie Unsicherheit in der Studiumsbewältigung konfrontiert sind, mit steigenden Überlastungsrisiko oder Lohnarbeit neben dem Studium etc. muss die Ausbildungsförderung reformiert werden. Veränderungen wie beispielsweise die schrittweise Anpassung der Freibeträge

an der Entwicklung der Bruttolöhne und -gehälter sowie eine automatische Anpassung der Bedarfssätze, Freibeträge und Sozialpauschalen an die Entwicklung der Lebenshaltungskosten müssen implantiert werden in die BAföG-Praxis.¹² Denn nur ein starkes BAföG schafft die Grundlagen für Chancengleichheit beim Hochschulstudium. Damit das Studium nicht als Hamsterrad erlebt werden muss!

R. Savić / O. Faix (BAföG-Bündnis)



- 1 Rosa, Hartmut (2012): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik, S. 66
- 2 Vgl. Rosa, Hartmut (2012): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik
- 3 Vgl. DSW (2013): Studieren heute. 20. Sozialerhebung des deutschen Studentenwerkes, S. 9
- 4 Vgl. DGB (2016): Alternativer BAföG-Bericht. Daten und Fakten für eine bessere Ausbildungsförderung, S. 29
- 5 BAföG-Freibeträge meint neben den Freibetrag von Vermögen und Einkommen der/des Antragstellers_in, in erster Linie aber die Einkommensfreibeträge der Eltern der/des Antragstellers_in, an deren Grundlage sich der BAföG-Satz errechnet.
- 6 Ebd. DSW (2013): Studieren heute. 20. Sozialerhebung des deutschen Studentenwerkes, S. 4
- 7 DGB (2016): Alternativer BAföG-Bericht. Daten und Fakten für eine bessere Ausbildungsförderung, S. 27
- 8 DGB (2016): Alternativer BAföG-Bericht. Daten und Fakten für eine bessere Ausbildungsförderung, S. 26
- 9 Ebd., S. 27 ff
- 10 Vgl. DGB (2016): Alternativer BAföG-Bericht. Daten und Fakten für eine bessere Ausbildungsförderung
- 11 Vgl. ebd., S. 32
- 12 Vgl. ebd., S. 33

Freizeit

von der Redaktion gekürzte Wiedergabe von „Freizeit“
aus: Stichworte – kritische Modelle 2

Theodor W. Adorno

Stichworte

Kritische Modelle 2

edition suhrkamp

SV

Die Frage nach der Freizeit – was die Menschen mit ihr anfangen, welche Chancen etwa ihre Entwicklung bietet – ist nicht in abstrakter Allgemeinheit zu stellen. Das Wort, übrigens erst jüngeren Ursprungs – früher sagte man Muße, und das war ein Privileg unbeengten Lebens, daher auch dem Inhalt nach wohl etwas qualitativ anderes, Glückvolleres –, weist auf eine spezifische Differenz hin, die von der nicht freien Zeit, von der, welche die Arbeit ausfüllt, und zwar, darf man hinzufügen, die fremdbestimmte. Freizeit ist an ihren Gegensatz gekettet. Dieser Gegensatz, das Verhältnis, in dem sie auftritt, prägt ihr selbst wesentliche Züge ein. Darüber hinaus, weit prinzipieller, wird Freizeit abhängen vom gesellschaftlichen Gesamtzustand. Der aber hält nach wie vor die Menschen unter einem Bann. Weder in ihrer Arbeit noch in ihrem Bewusstsein verfügen sie wirklich frei über sich selbst. Sogar jene konziliante Soziologien, die den Rollenbegriff als Schlüssel verwenden, erkennen das insofern an, als der dem Theater entlehnte Rollenbegriff darauf hindeutet, dass die den Menschen von der Gesellschaft aufgenötigte Existenz nicht identisch ist mit dem, was sie an sich sind oder was sie sein könnten. Freilich wird man keine einfache Teilung zwischen den Menschen an sich und ihren sogenannten sozialen Rollen vornehmen dürfen. Diese reichen in die Eigenschaften der Menschen selber, ihre innere Zusammensetzung tief

hinein. Im Zeitalter wahrhaft beispielloser sozialer Integration fällt es schwer, überhaupt auszumachen, was an den Menschen anders wäre als funktionsbestimmt. Das wiegt schwer für die Frage nach der Freizeit. Es besagt nicht weniger, als dass, selbst wo der Bann sich lockert und die Menschen wenigstens subjektiv überzeugt sind, nach eigenem Willen zu handeln, dieser Wille gemodelt ist von eben dem, was sie in den Stunden ohne Arbeit loswerden wollen. Die Frage, welche dem Phänomen der Freizeit heute gerecht würde, wäre wohl die, was aus ihr bei steigender Produktivität der Arbeit, aber unter fortdauernden Bedingungen von Unfreiheit wird, also unter Produktionsverhältnissen, in welche die Menschen hineingeboren werden und die ihnen heute wie ehemals die Regeln ihres Daseins vorschreiben. Schon jetzt ist die Freizeit überaus angewachsen; dank der wirtschaftlich noch keineswegs voll verwerteten Erfindungen in den Bereichen der Atomenergie und der Automation dürfte sie sich immens erhöhen. Suchte man die Frage ohne ideologische Beteuerungen zu beantworten, so ist unabweislich der Verdacht, Freizeit tendiere zum Gegenteil ihres eigenen Begriffs, werde zu dessen Parodie. In ihr verlängert sich Unfreiheit, den meisten der unfreien Menschen so unbewusst wie ihre Unfreiheit selbst.

Ich möchte, um das Problem zu erläutern, eine geringfügige eigene Erfahrung

benutzen. Immer wieder wird man, in Interviews und Erhebungen, danach gefragt, was für ein Hobby man habe. Wenn die illustrierten Zeitungen über einen jener Matadore der Kulturindustrie berichten, von denen zu reden wiederum eine Hauptbeschäftigung der Kulturindustrie ausmacht, so lassen sie es sich selten entgehen, über die Hobbies der Betroffenen mehr oder minder Anheimelndes zu erzählen. Ich erschrecke über die Frage, wenn sie auch mir widerfährt. Ich habe kein Hobby. Nicht dass ich ein Arbeitstier wäre, was nichts anderes mit sich anzufangen wüsste, als sich anzustrengen und zu tun, was es tun muss. Aber mit dem, womit ich mich außerhalb meines offiziellen Berufs abgebe, ist es mir, ohne alle Ausnahme, so ernst, dass mich die Vorstellung, es handle sich um Hobbies, also um Beschäftigungen, in die ich mich sinnlos vernarrt habe, nur um Zeit totzuschlagen, schockierte, hätte nicht meine Erfahrung gegen Manifestationen von Barbarei, die zur Selbstverständlichkeit geworden sind, mich abgehärtet. Musik machen, Musik hören, konzentriert lesen ist ein integrales Moment meines Daseins, das Wort Hobby wäre Hohn darauf. Umgekehrt ist meine Arbeit, die philosophische und soziologische Produktion und das Lehren an der Universität, mir bislang so glücklich gewesen, dass ich sie nicht in jenen Gegensatz zur Freizeit zu bringen vermöchte, den die gängige messerscharfe Einteilung von den

Menschen verlangt. Allerdings bin ich dessen mir bewusst, dass ich als Bevorzugter spreche, mit dem Maß an Zufälligkeit und Schuld, das darin liegt; als einer, der die seltene Chance hatte, seine Arbeit wesentlich nach den eigenen Intentionen auszusuchen und einzurichten. Nicht zuletzt darum steht vorweg das, was ich außerhalb der umzirkelten Arbeitszeit tue, nicht in striktem Gegensatz zu jener. Würde Freizeit wirklich einmal der Zustand, in dem, was einmal Vorrecht war, allen zugute kommt – und etwas davon ist der bürgerlichen Gesellschaft im Vergleich zur feudalen gelungen –, so stellte ich sie mir nach dem Modell dessen vor, was ich an mir selbst beobachtete, obwohl dies Modell in veränderten Verhältnissen seinerseits sich änderte. Unterstellt man einmal den Gedanken von Marx, in der bürgerlichen Gesellschaft sei die Arbeitskraft zur Ware geworden und deshalb Arbeit verdinglicht, so läuft der Ausdruck Hobby auf das Paradoxon hinaus, dass jener Zustand, der sich als das Gegenteil von Verdinglichung, als Reservat unmittelbaren Lebens in einem gänzlich vermittelten Gesamtsystem versteht, seinerseits verdinglicht ward gleich der starren Grenze zwischen Arbeit und Freizeit. In dieser setzen sich die Formen des nach dem Profitsystem eingerichteten gesellschaftlichen Lebens fort. Schon ist die Ironie im Ausdruck Freizeitgeschäft so gründlich vergessen, wie man das show business seriös nimmt. Allbekannt, aber darum nicht weniger wahr, dass spezifische Freizeitphänomene wie der Tourismus und das Camping um des Profits willen angedreht und organisiert werden. Zugleich ist dem Bewusstsein und Unbewusstsein der Menschen der Unterschied von Arbeit und Freizeit als Norm eingebrannt worden. Weil, nach der herrschenden Arbeitsmoral, die von Arbeit freie Zeit die Arbeitskraft wiederherstellen soll, wird die der Arbeit ledige Zeit, gerade weil sie bloßes Anhängsel der Arbeit ist, mit puritanischem Eifer von dieser getrennt. Man stößt hier auf ein Verhaltensschema des bürgerlichen Charakters. Auf der einen Seite soll man bei der Arbeit konzentriert sein, nicht sich zerstreuen, keine Allotria treiben; darauf beruhte einst die Lohnarbeit, und ihre Gebote haben sich verinnerlicht. Andererseits soll die Freizeit, vermutlich damit man danach um so besser arbeiten kann, in nichts an die Arbeit erinnern. Das ist der Grund des Schwachsinn vieler Freizeitbeschäftigungen. Unter der Hand wird freilich die Kontrebande von Verhaltensweisen aus der Arbeit, welche die Menschen nicht loslässt, doch eingeschmuggelt. Auf dem Schulzeugnis des Kindes gab es früher Noten für Aufmerksamkeit. Dem entsprach die subjektiv vielleicht sogar wohlmeinende Sorge der Älteren, die Kinder möchten in der Freizeit nicht zu sehr sich anstrengen: nicht zuviel lesen, abends nicht zu lange das Licht brennen lassen. Insgeheim wittern Eltern dahinter eine Ungebärdigkeit des Geistes,

oder auch eine Insistenz auf dem Vergnügen, die mit der rationellen Einteilung der Existenz sich nicht verträgt. Ohnehin ist alles Gemischte, nicht eindeutig, säuberlich Unterschiedene dem herrschenden Geist verdächtig. Straffe Zweiteilung des Lebens preist jene Verdinglichung an, die unterdessen die Freizeit vollständig fast sich unterworfen hat.

Man kann das an der Hobby-Ideologie einfach sich klarmachen. In der Selbstverständlichkeit der Frage, welches Hobby man habe, klingt mit, dass man eines haben müsse; womöglich auch schon eine Auswahl zwischen Hobbies, die übereinstimmt mit dem Angebot des Freizeitgeschäfts. Organisierte Freiheit ist zwangshaft: wehe, wenn du kein Hobby, keine Freizeitbeschäftigung hast; dann bist du ein Streber oder ein altmodischer Mensch, ein Unikum, und verfallst der Lächerlichkeit in der Gesellschaft, welche dir aufdrängt, was deine Freizeit sein soll. Solcher Zwang ist keineswegs nur einer von außen. Er knüpft an die Bedürfnisse der Menschen unter dem funktionalen System an. Camping – in der älteren Jugendbewegung liebte man zu kampieren – war Protest gegen bürgerliche Langeweile und Konvention. Man wollte heraus, im doppelten Sinn. Das Unter-freiem-Himmel-Nächtigen stand ein dafür, dass man dem Haus: der Familie entronnen sei. Dies Bedürfnis ist nach dem Tod der Jugendbewegung von der Campingindustrie aufgegriffen und institutionalisiert worden. Sie könnte die Menschen nicht dazu nötigen, Zelte und Wohnwagen samt ungezählten Hilfsmitteln ihr abzukaufen, verlangte nicht etwas in den Menschen danach; aber deren eigenes Bedürfnis nach Freiheit wird funktionalisiert, vom Geschäft erweitert reproduziert; was sie wollen, nochmals ihnen aufgenötigt. Deshalb gelingt die Integration der Freizeit so reibungslos; die Menschen merken nicht, wie sehr sie dort, wo sie am freiesten sich fühlen, Unfreie sind, weil die Regel solcher Unfreiheit von ihnen abstrahiert ward.

Wird der Begriff der Freizeit, im Unterschied von der Arbeit, so strikt genommen, wie es zumindest einer älteren, heute vielleicht schon überholten Ideologie entspricht, so nimmt sie etwas Nichtiges – Hegel hätte gesagt: Abstraktes – an. Prototyp ist das Verhalten jener, die in der Sonne sich braun braten lassen, nur um der braunen Hautfarbe willen, und obwohl der Zustand des Dösens in der prallen Sonne keineswegs lustvoll ist, möglicherweise physisch unangenehm, gewiss die Menschen geistig inaktiv macht. Der Fetischcharakter der Ware ergreift in der Bräune der Haut, die ja im übrigen ganz hübsch sein kann, die Menschen selber; sie werden sich zu Fetischen. Der Gedanke, dass ein Mädchen, dank seiner braunen Haut, erotisch besonders attraktiv sei, ist wahrscheinlich nur noch eine Rationalisierung. Bräune ist zum Selbstzweck geworden, wichtiger als der Flirt, zu dem sie vielleicht einmal verlocken sollte. Kommen

Angestellte aus dem Urlaub zurück, ohne die obligate Farbe sich erworben zu haben, so dürfen sie dessen versichert sein, dass Kollegen spitz fragen: „Sind Sie denn gar nicht in Urlaub gewesen?“ Der Fetischismus, der in der Freizeit gedeiht, unterliegt zusätzlicher sozialer Kontrolle. Dass die Kosmetikindustrie mit ihrer überwältigenden und unausweichlichen Reklame das Ihre dazu beiträgt, ist ebenso selbstverständlich, wie die willfährigen Menschen es verdrängen.

Im Zustand des Dösens kulminiert ein entscheidendes Moment der Freizeit unter den gegenwärtigen Bedingungen: die Langeweile. Unersättlich ist denn auch der hämische Spott über die Wunder, welche Menschen von Ferienreisen und anderen freizeithlichen Ausnahmesituationen sich versprechen, während sie doch, auch hier, aus dem Immergleichen nicht herausgelangen; nicht länger ist es, wie noch für Baudelaire ennuï, in weiter Ferne anders. Spott über die Opfer ist den Mechanismen, welche sie dazu machen, regelmäßig gesellt. Schopenhauer formulierte früh eine Theorie über die Langeweile. Seinem metaphysischen Pessimismus gemäß lehrt er, dass entweder die Menschen an der unerfüllten Begierde ihres blinden Willens leiden oder sich langweilen, sobald sie gestillt ist. Die Theorie beschreibt recht gut, was aus der Freizeit der Menschen unter jenen Bedingungen wird, die Kant solche von Heteronomie würde genannt haben und die man im Neudeutschen Fremdbestimmtheit zu nennen pflegt; auch das hochmütige Wort Schopenhauers von den Menschen als Fabrikware der Natur trifft in seinem Zynismus etwas von dem, wozu die Totalität des Warencharakters die Menschen tatsächlich macht. Der zornige Zynismus lässt ihnen immer noch mehr an Ehre widerfahren als weihevoller Beteuerungen, die Menschen hätten einen unverlierbaren Kern. Trotzdem ist die Schopenhauersche Lehre nicht zu hypostasieren, nicht als schlechthin gültig, womöglich als Urbeschaffenheit der Gattung Mensch zu betrachten. Langeweile ist Funktion des Lebens unterm Zwang zur Arbeit und unter der rigorosen Arbeitsteilung. Sie müsste nicht sein. Wann immer das Verhalten in der freien Zeit wahrhaft autonom, von freien Menschen für sich selbst bestimmt ist, stellt Langeweile schwerlich sich ein; dort ebensovienig, wo sie ihrem Glücksverlangen ohne Versagung folgen, wie dort, wo ihre Tätigkeit in der freien Zeit selbst vernünftig als ein an sich Sinnvolles ist. Noch Blödeln braucht nicht stumpf zu sein, kann selig als Dispens von den Selbstkontrollen genossen werden. Vermöchten die Menschen über sich und ihr Leben zu entscheiden; wären sie nicht ins Immergleiche eingespannt, so müssten sie sich nicht langweilen. Langeweile ist der Reflex auf das objektive Grau. Ähnlich verhält es sich mit ihr wie mit der politischen Apathie. Deren triftigster Grund ist das keineswegs unberechtigte Gefühl der Massen, dass sie durch jene Teilnahme an der



Politik, für welche die Gesellschaft ihnen Spielraum gewährt, an ihrem Dasein, und zwar in allen Systemen auf der Erde heute, wenig ändern können. Der Zusammenhang zwischen der Politik und ihren eigenen Interessen ist ihnen undurchsichtig, deshalb weichen sie vor der politischen Aktivität zurück. Eng gehört zur Langeweile das berechtigte oder neurotische Gefühl der Ohnmacht: Langeweile ist objektive Verzweiflung. Zugleich aber auch der Ausdruck von Deformationen, welche die gesellschaftliche Gesamtverfassung den Menschen widerfahren lässt. Die wichtigste ist wohl die Diffamierung der Phantasie und deren Schrumpfung. Phantasie wird ebenso als sexuelle Neugier und Verlangen nach Verbotenem beargwöhnt wie vom Geist einer Wissenschaft, die kein Geist mehr ist. Wer sich anpassen will, muss in steigendem Maß auf Phantasie verzichten. Meist kann er sie, verstümmelt von frühkindlicher Erfahrung, gar nicht erst ausbilden. Die gesellschaftlich eingepflanzte und anbefohlene Phantasielosigkeit macht die Menschen in ihrer Freizeit hilflos. Die unverschämte Frage, was denn das Volk mit der vielen Freizeit anfangen solle, die es nun habe – als ob sie ein Almosen wäre und kein Menschenrecht –, beruht darauf. Dass tatsächlich die Menschen mit ihrer freien Zeit so wenig anfangen können, liegt daran, dass ihnen vorweg schon abgeschnitten ist, was ihnen den Zustand der Freiheit lustvoll

machte. So lange wurde er ihnen verweigert und verunglimpft, dass sie ihn schon gar nicht mehr mögen. Der Zerstreuung, wegen deren Flachheit sie vom Kulturkonservatismus begünstigt oder geschmäht werden, bedürfen sie, um in der Arbeitszeit die Anspannung aufzubringen, welche die vom Kulturkonservatismus verteidigte Einrichtung der Gesellschaft ihnen abverlangt. Nicht zuletzt dadurch sind sie an ihre Arbeit und an das System gekettet, das sie zur Arbeit dressiert, nachdem es dieser weitgehend bereits nicht mehr bedürfte.

[...]
Auch die überflüssige und sinnlose Tätigkeit in der Freizeit ist gesellschaftlich integriert. Abermals spielt ein gesellschaftliches Bedürfnis mit. Gewisse Formen der Dienstleistungen, insbesondere die von Hausangestellten, sterben aus, die Nachfrage ist außer Verhältnis zum Angebot. In Amerika können nur noch wirklich Wohlhabende Dienstmädchen sich halten, Europa folgt rasch nach. Das veranlasst viele Menschen, subalterne Tätigkeiten auszuüben, die froher delegiert waren. Daran knüpft die Parole „Do it yourself“, tue es selbst, als praktischer Rat an; allerdings auch an den Überdruß, den die Menschen vor einer Mechanisierung empfinden, die sie entlastet, ohne dass sie – und nicht diese Tatsache ist zu bestreiten, nur ihre gängige Interpretation – Verwendung hätten für die gewonnene

Zeit. Deshalb werden sie, wiederum im Interesse von Spezialindustrien, dazu animiert, das selbst zu tun, was andere besser und einfacher für sie tun könnten und was sie zutiefst ihrerseits eben darum verachten müssen. Im übrigen gehört es zu einer sehr alten Schicht des bürgerlichen Bewusstseins, dass man das Geld, das man in der arbeitsteiligen Gesellschaft für Dienstleistungen ausgibt, sparen könne, aus sturem Eigeninteresse blind dagegen, dass das ganze Getriebe sich nur durch den Tausch spezialisierter Fertigkeiten am Leben erhält. Wilhelm Tell, das abscheuliche Urbild einer knorrigten Persönlichkeit, verkündet, dass die Axt im Haus den Zimmermann erspart, wie denn aus Schillers Maximen eine ganze Ontologie des bürgerlichen Bewusstseins sich kompilieren ließe.

Das Do it yourself, ein zeitgemäßer Typus des Verhaltens in der Freizeit, fällt jedoch in einen weit umfassenderen Zusammenhang. Ich habe ihn schon vor mehr als dreißig Jahren als Pseudo-Aktivität bezeichnet. Seitdem hat Pseudo-Aktivität erschreckend sich ausgebreitet, auch und gerade unter solchen, die sich als Protestierende gegen die Gesellschaft fühlen. Man wird allgemein in der Pseudo-Aktivität ein zurückgestautes Bedürfnis nach Änderung der versteinerten Verhältnisse vermuten dürfen. Pseudo-Aktivität ist fehlgeleitete Spontaneität. Fehlgeleitet aber nicht zufällig, sondern weil die Menschen dumpf

Die alte Begründung, man betreibe Sport, um fit zu bleiben, ist unwahr nur, weil sie die fitness als eigenständiges Ziel ausgibt; fitness für die Arbeit indessen ist wohl einer der geheimen Zwecke des Sports. Vielfach wird man im Sport erst sich selber einmal antun, und dann als Triumph der eigenen Freiheit genießen, was man sich unter gesellschaftlichem Druck antun und sich schmackhaft machen muss.

ahnen, wie schwer sie ändern könnten, was auf ihnen lastet. Lieber lassen sie in scheinhafte, illusionäre Betätigungen, in institutionalisierte Ersatzbefriedigungen sich abdrängen, als dem Bewusstsein sich zu stellen, wie versperrt die Möglichkeit heute ist. Die Pseudo-Aktivitäten sind Fiktionen und Parodien jener Produktivität, welche die Gesellschaft auf der einen Seite unablässig fordert, auf der anderen fesselt und in den Einzelnen gar nicht so sehr wünscht. Produktive Freizeit wäre möglich erst mündigen Menschen, nicht solchen, die unter der Heteronomie auch für sich selber heteronom geworden sind.

Freizeit steht indessen nicht nur im Gegensatz zur Arbeit. In einem System, wo Vollbeschäftigung an sich zum Ideal geworden ist, setzt Freizeit schattenhaft die Arbeit unmittelbar fort. Noch fehlt es an einer eindringenden Soziologie des Sports, zumal der Sportzuschauer. Immerhin leuchtet die Hypothese, neben anderen, ein, dass durch die Anstrengungen, welche der Sport zumutet, durch die Funktionalisierung des Körpers im Team, die gerade in den beliebtesten Sportarten sich vollzieht, die Menschen sich, ohne es zu wissen, einschulen auf die Verhaltensweisen, die mehr oder minder sublimiert, im Arbeitsprozess von ihnen erwartet werden. Die alte Begründung, man betreibe Sport, um fit zu bleiben, ist unwahr nur, weil sie die fitness als eigenständiges Ziel ausgibt; fitness für die Arbeit indessen ist wohl einer

der geheimen Zwecke des Sports. Vielfach wird man im Sport erst sich selber einmal antun, und dann als Triumph der eigenen Freiheit genießen, was man sich unter gesellschaftlichem Druck antun und sich schmackhaft machen muss.

Lassen Sie mich noch ein Wort sagen über das Verhältnis von Freizeit und Kulturindustrie. Über diese als Mittel von Beherrschung und Integration ist, seitdem Horkheimer und ich vor mehr als zwanzig Jahren den Begriff einführten, so viel geschrieben worden, dass ich ein spezifisches Problem herausgreifen möchte, das wir damals nicht übersehen konnten. Der Ideologiekritiker, der mit der Kulturindustrie sich abgibt, wird, ausgehend davon, dass die Standards der Kulturindustrie die eingefrorenen der alten Unterhaltung und niederen Kunst sind, zur Ansicht neigen, die Kulturindustrie beherrsche und kontrolliere tatsächlich und durchaus das Bewusstsein und Unbewusstsein derer, an die sie sich richtet und von deren Geschmack aus der liberalen Ära sie her stammt. Ohnehin ist Grund zur Annahme, dass die Produktion den Konsum wie im materiellen Lebensprozess so auch im geistigen reguliert, zumal dort, wo sie so sehr der materiellen sich angenähert hat wie in der Kulturindustrie. Man sollte also meinen, die Kulturindustrie und ihre Konsumenten seien einander adäquat. Da aber unterdessen die Kulturindustrie total wurde, Phänomen des Immmergehenen, von

dem die Menschen temporär abzulenken sie verspricht, ist daran zu zweifeln, ob die Gleichung von Kulturindustrie und Konsumentenbewusstsein aufgehe. [...] Was also die Kulturindustrie den Menschen in ihrer Freizeit vorsetzt, das wird, wenn meine Folgerung nicht zu voreilig ist, zwar konsumiert und akzeptiert, aber mit einer Art von Vorbehalt, ähnlich wie auch Naive Theaterereignisse oder Filme nicht einfach als wirklich hinnehmen. Mehr noch vielleicht: es wird nicht ganz daran geglaubt. Die Integration von Bewusstsein und Freizeit ist offenbar doch noch nicht ganz gelungen. Die realen Interessen der Einzelnen sind immer noch stark genug, um, in Grenzen, der totalen Erfassung zu widerstehen. Das würde zusammenstimmen mit der gesellschaftlichen Prognose, dass eine Gesellschaft, deren tragende Widersprüche ungemindert fortbestehen, auch im Bewusstsein nicht total integriert werden kann. Es geht nicht glatt, gerade in der Freizeit nicht, die die Menschen zwar erfasst, aber ihrem eigenen Begriff nach sie doch nicht gänzlich erfassen kann, ohne dass es den Menschen zuviel würde. Ich verzichte darauf, die Konsequenzen auszumalen; ich meine aber, dass darin eine Chance von Mündigkeit sichtbar wird, die schließlich einmal zu ihrem Teil helfen könnte, dass Freizeit in Freiheit umspringt.

Theodor W. Adorno

Der Freitod – Ein befreiender „Nichtweg“

Die Schwärze des Flusses wirkt wie ein Versprechen. Es wäre alles vorbei, der Druck, die Sorgen, das Gefühl unter Menschen, in Gesprächen oder Freunden einsam zu bleiben, das Bedürfnis sich einfach in Luft auflösen zu wollen. Es ist der Wunsch die Welt mit ihren Wesen sich selbst zu überlassen und sich vom Dasein abzuwenden. Stress, Langeweile, Hektik, Ruhe- Alltag, das ist irrelevant und nicht mehr Teil der eigenen Wirklichkeit.

Perspektiven über den Freitod wie diese wirft Jean Amery in dem, 1976 geschriebenen, Buch „Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod“ auf. Ihm geht es dabei statt um positivistische Suizidforschung der gesellschaftlichen oder psychologischen Ergründung des Suizids, um einen tiefen phänomenologischen Blick in das Subjekt hinein, ein Verstehen der Todesneigung dieser Menschen, ein Verständlichmachen des Unverständlichen. Amery erlebte die Barbarei von Auschwitz, über welche er unter anderem in dem Buch „Jenseits von Schuld und Sühne“ schreibt. Das Werk über den Freitod ist mit seinen persönlichen Erfahrungen und existentiellen Perspektiven verbunden, im Zentrum steht hier jedoch nicht die Auseinandersetzung mit der Shoah, sondern Amerys Nachdenken über den Suizid, was ihn seit Kindesalter interessiert. So wehrt er sich entschieden gegen Pathologisierungen seiner eigenen Auseinandersetzungen mit dem Freitod sowie letztlich auch die eigene Entscheidung dafür. Sein Leben wurde nicht von den Deutschen beendet, er wurde auch nicht von Auschwitz eingeholt, wie über ihn gesagt wurde. Er wollte kein Opfer sein, sondern Herr über den Moment des Todes, um damit Souveränität über sich selbst auszuüben.¹

„Es steht nicht gut um den Suizidär“

Für Amery steht die suizidäre Person einer Gesellschaft gegenüber, von der sie für krank, irre oder schwach gehalten wird. Sie wird Selbstmörder*in genannt, worin bereits die Fülle des moralischen Vorwurfes zum Vorschein kommt. Die Gesellschaft spricht tautologisch von der Notwendigkeit zu leben, weil Mensch ja „leben müsse“, vom Sinn des Lebens, von

Gott, welcher da Leben schenkte, worüber der Mensch nicht verfügen dürfe. Sie verbietet im Recht den Freitod genauso wie aus ihrer eigenen gesellschaftlichen Funktionslogik heraus. Denn damit die Gesellschaft sich reproduzieren könne, dürften sich ihre Bestandteile nicht selbst vernichten. Der Mensch wird dabei zum Funktionsträger seiner Gattung, welcher letztlich dieser und nicht sich selbst gehört. Falls jemand ausschert, sind die „Diener“ des Lebens zur Stelle, die Psycholog*innen, Therapeut*innen, Anstalten, Gerichte, deren Ziel es ist die Menschen im Leben zu halten, damit diese darin weiter funktionieren können. Diejenigen, die zurück zu den Lebensbejahenden finden, werden freudig beklatscht.² Bei denjenigen, die es nicht tun, heißt es dann „ach sie war schon immer so ein Typ“, „er war nicht stark genug“, „die Umstände haben ihr den Kopf verdreht“ oder es besteht sogar der Wunsch, dass die Person nicht so schmachvoll und lieber anders gestorben wäre. Besonders wirkmächtig erscheint dabei die Frage der Natürlichkeit des Todes. Wenn der Körper vor sich hin vegetiert und stirbt, wäre es ein natürlicher Tod, wenn es ein Unfalltod war, sei es schlimm, aber letztlich ein „normaler“, ein üblicher Tod, welcher wiederum auch als natürlich empfunden wird. Dem früh an Krankheit sterbenden Menschen widerfuhr wegen seiner vor sich liegenden Zukunft kein natürlicher Tod. Der Suizid wird somit erst recht „unnatürlich“, denn das Leben wurde entgegen jeder Lebenslogik selbst „frühzeitig“ beendet. Der Verweis der Natürlichkeit ist dabei letztendlich immer mit der oben genannten Vorstellung der Notwendigkeit gesellschaftlicher Arterhaltung, des Funktionieren des Menschen für

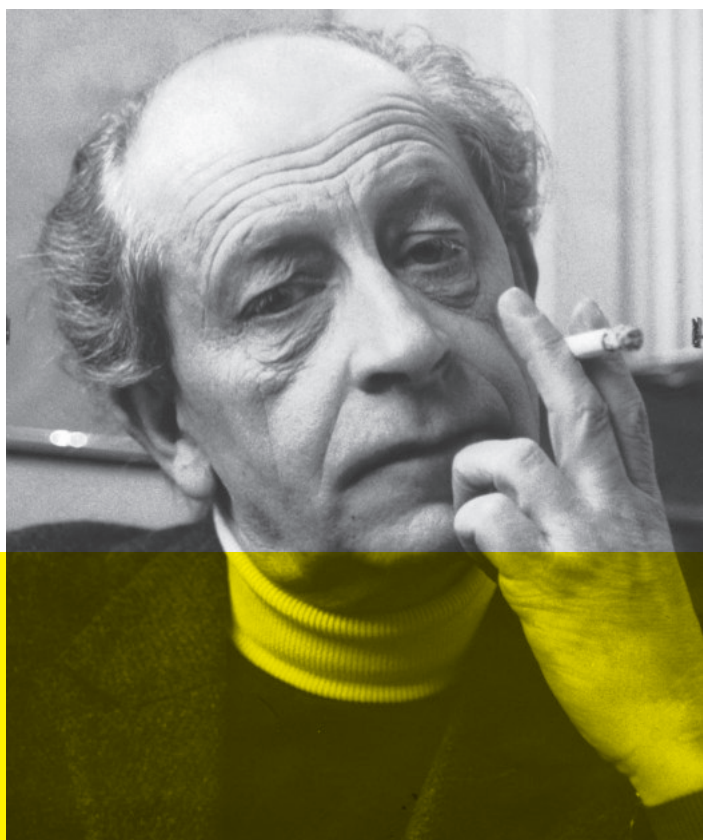
diese verbunden, der Freitod sei damit die verwerfliche Negation dieses Schöpfungsinns. Amery stellt ein Grundsatzproblem beim Diskurs der Lebenden über die Suizidären dar. Er beschreibt es als Unterscheid zwischen verschiedenen Logiken, in denen sie sich bewegen. Die Lebenden befinden sich in der „Lebenslogik“, für welche jeglicher Sinn des Seins auf das Leben zurückgeführt wird. Selbst Nietzsche, welcher den Freitod als Liebe zum Leben sieht, bezieht sich aufs Leben. Dem gegenüber steht die „Todeslogik“, sie ist letztlich nur Negation, sie bezieht sich auf das Nichts, kann sich nur in der radikalen Verneinung des Lebens verstehen.³ In ihrer Welt neigt sich die Person in den Tod hinein, betritt eine Welt, welche für die im Leben stehenden nicht begreifbar ist, denn „die Welt des Glücklichen ist eine andere als die des Unglücklichen.“⁴

Échec

Doch was kann die Lebenswelt derer sein, die sich dem Tod zuneigen? Nach Amery kann es die des échec sein, die Drohung des allgegenwärtigen Scheiterns im Leben, eine Welt in der man vor dem Tod bereits verworfen wurde, der „Ekel“ vor dem Leben. Es sei die Welt in der der gesellschaftliche „Armeisenhaufen“ für das Selbst zum unüberwindbaren Berg werden kann. So kann der Druck vor der Abschlussprüfung unermesslich, die Liebe, die man verliert, unersetzbar, der Verlust der Lohnarbeit nicht überwindbar oder die Chance auf gesellschaftliche Emanzipation aussichtslos werden. All das, was für das Leben vorher existentielle Bedeutung hatte, fällt weg, Ratschläge, dass andere Wege oder Ersatz warten, das Leben doch schön sei, helfen nicht weiter, der sich auftuende Abgrund bleibt.⁵ Der Begriff Todesneigung drückt dabei auch das Hineinneigen in den Abgrund, sich das Hingeben ins Nichts und die Abneigung vom Leben aus. An dieser Stelle zeigt sich, dass Lebens- und Todeslogik nicht als getrennte Dualismen verstanden werden sollten. Die suizidäre Person befindet sich immer in beiden, sie steht zwischen Leben und Tod, sie neigt sich dem Tod hin und steht dennoch auf dem Boden des Lebens, sie hat Angst vor der Gesellschaft, aber auch vor dem Tod. Zugleich wirken sie ineinander, sie konstituieren und negieren sich gegenseitig, sie sind verwoben und doch einander nicht begreiflich.

Der befreiende Absprung

„Wo ständig der échec droht, [...] dort wird allüberall der Freitod zum Versprechen“⁶ Die suizidäre Person steht vor dem Abgrund, das échec lastet schwer auf der Brust, in den Beinen, dem Kopf, den Schultern, den Händen oder dem Herzen- sei es die Schwere der Einsamkeit, des Verlusts, der täglichen Selbstverdinglichung oder der gesellschaftlichen Ausgrenzung. Warum sich diesem weiter hingeben, sich dadurch langsam verrotten lassen? Oder es sich im échec gemütlich machen?⁷ Die



den Freitod wählende Person sagt Nein zu alledem. Sie negiert das Leben im échec, sie löst sich von der schweren Last, sie vollführt das Befreiende des Freitodes. Sie löst nicht die Ketten, sondern sich selbst auf, ja ihr „selbst [wird] selber entselbstet“.⁸ Darin steckt auch eine Form der Befreiung, ein Losreißen vom „Lebensekel“, aber es ist nur eine Befreiung von etwas nie zu etwas. Es ist der Befreiungsschlag ins Nichts, in die Leere, in die Unwissenheit. Der Tod ist damit der „Nichtweg“, denn er führt zu keiner Lösung des Problems, er ist ein Weg ins Nichts und doch nimmt er die ganze Last von den Schultern, sprengt den eigenen Berg, „pfeift“ auf Leben und Gesellschaft, hin zu dem Abgrund.⁹ „Sich selbst hören“

In diesem Moment gehört die Person nicht mehr Gesellschaft, Kirche, Kapital, Patriarchat, Nation oder anderen Strukturen, sie vollzieht den Akt nur noch für sich. Es ist eine selbstsouveräne Handlung in einer Gesellschaft, die diese dem Menschen nehmen will. Améry legt dar, dass die Möglichkeit an sich selbst Hand anlegen zu können ein Schritt der Würde sei, in dem der Mensch die Entscheidung nicht den Herrschenden, der körperlichen Verwesung oder irgendwelchen Zufällen überlässt, sondern selbst die Chance hat, darüber aktiv zu entscheiden, wann und wie von der Welt abzulassen sei, sei im Zustand des échec, des Lebensekels oder Lebensglücks.¹⁰ Doch wie steht es um die

Willensfreiheit in einer Welt, in der der Mensch sich selbst entfremdet gegenüber steht, in der er von der erdrückende Macht der Notwendigkeit der Selbstverdingung von der Ausbildung zu verschiedenen Jobs getrieben wird, um sich oder seine Familie am Leben zu erhalten? Ist es nicht zynisch, von Willensfreiheit bei Menschen zu sprechen, die als Weg aus unmittelbarer oder strukturell gesellschaftlicher Gewalt den Tod als Ausweg sehen? Es steht fest, dass die Menschen sich in einer gesellschaftlichen Totalität bewegen, welche nur über diese einen vermittelten Blick auf die Welt zulässt und die Menschen in ihrem Sein strukturell konstituiert. Und dennoch sollte man gesellschaftliche Totalität nicht als festen Determinismus verstehen, in der das Eigenständige des Subjekts, deren Handlungs- und Denkfähigkeit nicht mehr existent seien und nur noch instrumentell funktionieren würden. Améry spricht davon, dass „jeder... frei [sei], [in] dem Grade seiner Freiheit in ihrer Totalität“.¹¹ Es bleibt damit ein Rest von eigener Gestaltungskraft übrig, selbst wenn diese letztlich nur noch darin besteht, über die eigene Existenz entscheiden zu können, ob sich einrichten, opponieren oder alles zu beenden. Auch wenn aus der Lebenslogik heraus letztgenannte Option meist nicht als solche anerkannt wird, kann sie für die suizidäre Person doch eine Entscheidungsfreiheit voller Würde

sein. Es ist die Würde, indem sich der Mensch herausnehmen kann über sein Verbleiben auf der Welt entgegen jeder Fremdbestimmung, entgegen jeder biologistischer Vorstellungen entscheiden zu können. Damit wird der Akt zum „Privileg des Humanen.“¹² Améry geht damit nicht leichtfertig um, er selbst erlebte das singular dagewesene Grauen der Shoah, die Momente, wo für freien Willen, Würde, ästhetische Todesvorstellungen eigentlich kein Platz mehr war¹³ und doch ist es ihm möglich danach über genau das noch sprechen und im Freitod Souveränität finden zu können.

Schlussgedanken

Es geht Améry bei seiner Auseinandersetzung nicht darum, dass Menschen den Freitod gegen die gesellschaftliche Emanzipation, das Abwerfen der Ketten, das Aufbrechen aus der perfiden Gewalt des Alltags als Lösung eintauschen sollen. Für ihn ist immer klar, dass der Freitod ein (nicht denkbarer) „Nichtweg“ ist, der in der Negation verbleibt, ein individueller und kein kollektiver Akt ist. Er fordert schlicht einen „neuen Humanismus“, der das „Prinzip Hoffnung“, aber auch das „Prinzip Nihil“¹⁴ anerkennt. Denn „was will denn der Suizidär? Er will nun einmal gar keine Ziele mehr haben, außer dem einen, dieser Bekräftigung des Freiheitsaktes.“¹⁵ Die Person nimmt alles zurück was bisher galt und die Erkenntnis tritt für sie ein „es war das Ganze das Unwahre“. Es gilt trotz des Willens emanzipatorischer Veränderung dies Menschen zuzuerkennen, denn auch die Lebensbejahenden erfahren die Schwere des Daseins, wodurch auch für diese die Entscheidung für den Freitod erahnbar wird und damit einhergehend das Bild, dass der Tod eventuell nicht weniger absurd als das Dasein selbst ist.¹⁶

Tim W.

1 Heidelberg, Irene (2005): Jean Améry: Revolte in der Resignation: Biographie. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 331

2 Améry, Jean (1976): Hand an sich legen. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 59 ff

3 Ebd. S. 30 f

4 Wittgenstein, Ludwig (1929): Tractatus logico-philosophicus

5 Améry, S. 71 f

6 Ebd. S. 56

7 Ebd. S. 59

8 Ebd. S. 42

9 Ebd. S. 39, 59

10 Ebd. S. 110 ff

11 Ebd. S. 160

12 Baechler, Jean (1975): Les Suicides

13 Améry, Jean (1977): Jenseits von Schuld und Sühne. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 43

14 Améry, S. 74

15 Der Spiegel, 44/1978 - Améry: „Mein Tod soll meine Sache sein“

16 Améry, S. 172 ff

Wir sitzen alle im selben Bus!

Veranstaltungsbericht vom Austausch mit streikenden Busfahrern

Es klingt zunächst kurios, dass sich Studierende mit streikenden Busfahrer*innen solidarisieren. Allzu häufig werden Studierendenproteste von anderen Bevölkerungsgruppen mehr als skeptisch gesehen. Und allzu selten interessieren sich Studierende für Arbeitsbedingungen – noch dazu für Arbeitsbedingungen in nicht-akademischen Berufen. Im Zuge der Debatte um Eribon's „Rückkehr nach Reims“ wurde zudem häufig kritisiert, dass linke Gruppen allgemein zu weiten Teilen der Bevölkerung den Kontakt verloren hätten.

Als neu gegründete Gewerkschaft waren wir jedoch schnell mit den streikenden Busfahrer*innen im Gespräch: Wir lernten sie an einem Streiktag kennen, als wir auf dem Betriebshof in Frankfurt vorbeischauten, um uns mit ihren Kämpfen zu solidarisieren. Wir wurden freundlich und warmherzig begrüßt und zu Würstchen und Kaffee eingeladen. Sie erzählten uns, wie ihr Normalbetrieb aussieht. Und wir berichteten, dass prekäre Arbeitsbedingungen und Outsourcing auch an unserer Hochschule Realität sind – und wie wir versuchen als kämpferische Gewerkschaft etwas an diesen Zuständen zu verändern. Daran anschließend organisierte der unter_bau am 17. Februar eine gemeinsame Veranstaltung im Seminarhaus. In lockerer Runde tauschten sich drei Busfahrer mit rund 25 Studierenden und anderen Frankfurter Interessierten über den Streik und mögliche Kooperationen aus. Die Busfahrer*innen hatten gerade einen 14-tägigen, hessenweiten Streik beendet. Doch die Vereinbarung, mit der der Streik beendet worden war, entsprach keineswegs ihren Wünschen

Mit dem Bus zur Uni

In den Wochen des Streiks gab es viele Stimmen, die sich über die ausfallenden Busverbindungen beschwerten. Klar – wenn Studierende zu spät zum Seminar kommen und dann auch noch Stress mit ihrem Prof bekommen, ist es einfach, auf die streikenden Busfahrer*innen zu schimpfen. In der Arbeitswelt und im Alltag unterliegen wir alle dem Zwang, an uns selber zu denken und dabei anderen unsolidarisch und in Konkurrenz gegenüber zu treten. Wie Roland Barthes' es in seiner Analyse zu „Betroffenen Bürger“ beschreibt, hat die Forderung, vom Streik der anderen nicht betroffen zu werden, jedoch etwas paradoxes: Gerade indem sich die betroffenen Personen über die Behinderungen durch den Streik beschwerten, bestätigten sie nur „den Zusammenhang der sozialen Funktionen, den sichtbar zu machen ja der eigentliche Zweck des Streiks ist.“ Darin liegt also die Paradoxie, dass die betroffenen Personen gerade in dem Moment für sich in Anspruch nehmen, von den Problemen der anderen unabhängig zu sein, „in dem der Streik (sie) dazu zwingt, sich der Evidenz (ihrer) Abhängigkeit zu beugen.“ Genau hier setzte das Austauschtreffen an: Ziel war es, gesellschaftliche Verbindungen aufzuzeigen, die übliche Zersplitterung von Arbeitskämpfen aufzubrechen und Solidarität zu üben.

Parallelen zwischen Uni und Bus

Schnell wurde dabei deutlich, dass Universitäten und der öffentliche Nahverkehr unter ähnlichen Problemen leiden: Seit Mitte der 70er Jahre stagniert die öffentliche Finanzierung der Hochschulen prozentual zum BIP, obwohl die Studierendenzahlen seitdem explodiert sind. Die daraus resultierende Unterfinanzierung und damit verbundenen Probleme

wurden wiederum als Vorwand genutzt, um die Universitäten zunehmend im Sinne der neoliberalen Logik umzugestalten.

Nun sind es zwar auch weiterhin größtenteils öffentliche Gelder, mit denen die Universität finanziert wird: Drittmittel kommen weiterhin zu 80% von öffentlicher Seite. Doch werden diese Mittel eben nicht mehr als Grundfinanzierung, sondern zunehmend nach pseudo-marktförmigen Wettbewerben vergeben.

Im Namen gesteigerter Effizienz fließen somit Geld und Zeit, statt in Lehre und Forschung, zunehmend in das Konzipieren und Verkaufen von Anträgen und das Verfassen von Berichten. Und die Kurzfristigkeit der Hochschulfinanzierung führt zudem zu zunehmender Befristung bei wissenschaftlichen und administrativ-technischen Personal. Flexibilität wird zum Zwang für die Beschäftigten. Genauso wie der weitverbreitete Zustand, Halbzeit bezahlt zu werden, aber mehr als Vollzeit arbeiten zu müssen.

Die Beschäftigungsverhältnisse der Mensakräfte und des Sicherheitspersonals sind zudem an externe Dienstleister ausgelagert, für die die Uni-Leitung sich nicht rechenschaftspflichtig sieht. Wettbewerbsorientierte Vergaberechte verschärfen die Konkurrenz unter Dienstleistern und führen zu immer weitergehendem Lohndumping.

Indem Universitäten für Studierende nur noch in der Regelstudienzeit Geld bekommen, wurde darüber hinaus ein ökonomischer Anreiz geschaffen, um sie möglichst schnell durch die jeweiligen Lernfabriken zu schleusen. Mit minimalem Input gilt es das maximale Output an Abschlüssen zu produzieren. Auch zu diesem Zweck werden immer mehr Erfassungs-, Disziplinierungs- und Gängelungsinstrumente eingeführt. Für Studierende wird die Universität somit immer mehr zu dem, was die

Schule schon war: ein Ort, an dem sie – von Notendruck und Praktika gehetzt – Vereinzelung einüben, um auf die Konkurrenz am Arbeitsmarkt vorbereitet zu sein.

Die Auswirkungen dieser neoliberalen Transformation lassen sich natürlich auch in der öffentlichen Infrastruktur und eben auch im ‚öffentlichen‘ Nahverkehr finden: Die Busunternehmen in Hessen wurden vor zehn Jahren privatisiert. Damit gibt es im Rhein-Main-Gebiet mittlerweile 20 verschiedene Firmen. Für Außenstehende ist dies oft nicht ersichtlich – sind doch alle als Teil des öffentlichen Rhein-Main-Verkehrsbundes (RMV) uniformiert. Unter den RMV-Westen der Busfahrer*innen stecken allerdings private Subunternehmen. In Frankfurt ist das unter anderen die In-der-City Bus (ICB) GmbH.

Seit 15 Jahren wurde der Tarifvertrag für Busfahrer*innen in Hessen nicht geändert und angepasst. An der Universität fordern studentische Hilfskräfte seit einiger Zeit, einen Tarifvertrag zu bekommen. Und während den Busfahrer*innen Pausen von ihrer bezahlten Arbeitszeit abgezogen werden, die gar keine Pausen sind, weil sie die Linien wechseln oder ihre Verbindung Verspätung hatte, sind derlei Dinge wie Pausen und Urlaub bei studentischen Hilfskräften ohne Tarifvertrag kaum geregelt, sodass ähnlich abstruse Handhabungen eingeführt werden können. So gab es durchaus den Fall, dass studentischen Hilfskräften ihr Urlaubsanspruch vollends verwehrt wurde.

Neben diesen Ähnlichkeiten in der Umgestaltung öffentlicher Institutionen und der damit verbundenen Arbeitsbedingungen, die natürlich nicht die Unterschiede kaschieren sollen, bietet aber auch ganz einfach der gesellschaftliche Zusammenhang genügend Grund, sich zwischen Studierenden und Busfahrer*innen auszutauschen: Ohne Bus würden viele Studierende überhaupt nicht zur Universität kommen.

Erfahrungen der streikenden Busfahrer_innen

Mit der Aussicht, auf bessere Arbeits- und Bildungsbedingungen an der Universität vermehrt auch auf das Mittel des Streiks zurückzugreifen, waren die Erfahrungen der Busfahrer*innen in ihrem Streik besonders interessant.

Die Busfahrer*innen streikten hessenweit und vernetzen sich zwischen ihren Subunternehmen. Die Gewerkschaft ver.di hatte dazu aufgerufen. Die Beteiligung am Streik war sehr gut, so die anwesenden Busfahrer*innen. Über Flyer wurden Fahrgäste über den Streik und seine Gründe aufgeklärt. Sowohl Verständnis als auch Wut sei den Streikenden entgegengebracht worden. Nach 14 Tagen wurde der Streik beendet. Über ein Schlichtungsverfahren hatte sich die Tarifkommission mit dem Landesverband hessischer Busunternehmer LHO e.V. geeinigt.

Die Busfahrer*innen konnten eine Lohn-erhöhung von 1,50 Euro, gestaffelt auf

die nächsten zwei Jahre, und den Einstieg in die betriebliche Altersvorsorge erreichen. Allerdings sei die neue Pausenregelung nach wie vor intransparent und nicht effektiv. So kann es immer noch vorkommen, dass Busfahrer*innen mehrere Stunden Pausenzeit von ihrem Lohn abgezogen bekommen, ohne dies nachvollziehen zu können. Es seien außerdem bisher kaum Details bekannt.

Trotz des recht unbefriedigenden Ergebnisses hatten sich die Busfahrer*innen auf den Schlichtungsvorschlag geeinigt. Zunächst war dafür die Mehrheit der Tarifkommissionsmitglieder nötig. Anschließend wurden die kompletten Betriebe in Hessen befragt. 62% stimmten dem Vorschlag zu.

Aus Sicht der anwesenden Busfahrer*innen befürworteten so viele den Vorschlag, weil die individuelle Angst vor finanziellen Engpässen überwiege. Viele von ihnen wären aufgrund persönlicher Nöte – sei es, dass sie zum Beispiel einen Kredit aufgenommen haben – für ein schnelles Ende des Streiks gewesen. Die prekäre Lebenssituation spielt also auch hier eine Rolle.

Kleine oder große Gewerkschaften? Grenzen und Möglichkeiten des Arbeitskampfes

Anschließend diskutierten Studierende, Busfahrer*innen und andere Interessierte, inwieweit zukünftige Arbeitskämpfe erfolgreicher geführt werden könnten. Dabei ging es um die Frage, ob kleine, kämpferische Gewerkschaften Druck auf Unternehmen und größere Gewerkschaften aufbauen können. Es gibt zwar kleinere Gewerkschaften in den Busbetrieben, aber aufgrund des Tarifeinheitsgesetzes hat bisher ver.di zum Streik aufgerufen und den Tarifvertrag unterschrieben.

Mit der Zersplitterung in kleine Subunternehmen und der damit gestiegenen Konkurrenz sei heute ein längerer Streik von beispielsweise sechs Wochen, wie der von 2002, nicht mehr denkbar. Durch die zweiwöchige Arbeitsniederlegung dieses Jahr sei den Busunternehmen aber kaum wirtschaftlicher Schaden entstanden und damit (folglich auch nicht?) genügend Druck aufgebaut worden, so die Busfahrer*innen. Neben dem Druck auf die Unternehmen sei es aber ebenso wichtig, die politische Entscheidungsebene nicht aus dem Blick zu verlieren. Privatisierung und Auslagerung von Busunternehmen wird schließlich durch politische Entscheidungen ermöglicht. Ein Busfahrer merkte an, dass es sein Traum ist, wenn Busunternehmen wieder in städtischer Hand wären. Das ist aber eine politische Entscheidung. Also muss auch auf die politische Ebene Druck ausgeübt werden.

Die Anwesenden diskutierten auch, ob das Vertrauen in große Gewerkschaften geschädigt sei, weil diese möglicherweise selber daran interessiert sind, einen Streik so schnell wie möglich zu beenden – schließlich bezahlen die Gewerkschaften die Streiktage der Busfahrer*innen.

Auch der unter_bau kritisiert, dass die existierenden Gewerkschaften sich zu häufig auf dröge Tarifroutinen beschränken. Stattdessen wollen wir zeigen, dass Gewerkschaftspolitik anders aussehen kann; dass sie kämpferisch sein kann und zudem über diese ökonomistische Verengung des besseren Verkaufs der eigenen Arbeitskraft hinausgehen kann, um gerade auch strukturelle Bedingungen der Arbeit sowie die damit verbundene Politik zu adressieren.

Weiterer Kontakt und Austausch

Zwar kennen wir allzu gut die Rhetorik unseres Präsidiums, dass die Universität ihre gesellschaftliche Verantwortung ernst nehmen möchte. Doch hinter der in diesem Kontext viel gepriesenen „third mission“ steckt in Wahrheit der kaum kaschierte Versuch, allein eine verbesserte Anbindung an die zahlungskräftigsten Interessen (Investoren und politisches System) herzustellen.

Als unter_bau wollen wir hingegen eine wirkliche Verbindung von wissenschaftlicher Reflexion und Gesellschaft erreichen. Durch die Einbeziehung pluraler gesellschaftlicher Gruppen in unsere Universität wollen wir diese zu einem Ort der Analyse gesellschaftlicher Zusammenhänge machen. Verbindungen zu anderen gesellschaftlichen Kämpfen, wie denen der Busfahrer*innen, sind ein erster Schritt in diese Richtung.

Und auch wenn in der Diskussion viele Fragen offenblieben, hat sich gezeigt, dass die Hochschulgewerkschaft unter_bau einiges von den Erfahrungen der Busfahrer*innen lernen kann. In jedem Fall ist der Austausch, auch über den Tellerrand der Universität hinaus, sinnvoll – schließlich sitzen wir alle im selben Bus!

Wir bedanken uns bei den Busfahrer*innen und freuen uns, weiterhin in Kontakt zu bleiben. Und allen Hochschulangehörigen raten wir: Seid dabei, mit dem unter_bau die Organisation aufzubauen, die eine Wende gegen die Neoliberalisierung der Hochschule einleiten kann und als Gewerkschaft anderen Typs die Perspektivlosigkeit linker Organisation zu überwinden vermag. Ob Studis, Hilfskräfte, WiMis, Promovierende, ATMs oder extern Beschäftigte – alle sind willkommen.

Haltet Ausschau nach unseren Veranstaltungen und Ständen! Und werdet Mitglied im unter_bau!

Mehr Infos unter: www.unterbau.org
unter_bau auf Facebook und bei Twitter

Bericht von Lydia Both und David Walter

Der Protest steht bevor.

Eine dekonstruktiv-antideutsche Lektüre des Protests (nach Marx).

Der folgende Text dokumentiert eine Rede, die anlässlich der feierlichen (Wieder-)Eröffnungsgala der Trinkhalle im Wintersemester 2016/17 gehalten wurde.



Marx sagt irgendwo, dass die Tricolore einst die bürgerliche Revolution leitete, diese sich aber – getaucht in das Blut der Juniinsurrektion – zur roten Fahne der proletarischen Weltrevolution verfärbte. Was er nicht antizipieren konnte: Wir werden heute Zeuge einer erneuten Verfärbung. Wir werden Zeuge, wie durch die Farbbeutel der EZB-Gegner, durch die Bierlachen auf dem Fußboden dieses sogenannten KoZ, durch den fortwährenden Rauch billigen Drehtabaks, die rote Fahne, derart permanent mit Füßen getreten, zur Fahne des Protests unaufhörlich sich verfärbt. Die passive Verfaulung der Studierenden, die noch ihr letztes Kleingeld in der in Sachen Vewahrlosung bereits an den Frankfurter Ostbahnhof gemahnenden Trinkhalle gegen das Kinderdoping für Mittelständler – Clubmate – austauschen, das diese Studierenden dann durch das Seminar bringen soll, in dem seinerseits die mit Forschungsgeldern des Großkapitals – dass man dann euphemisierend „Drittmittel“ zu nennen sich angewöhnt hat – zum Unterrichtsgegenstand umgefälschte französische Postmoderne, die ja doch allemal dem Kapitalverhältnis Rechnung trägt, den Studierenden noch den letzten Impuls zum richtigen Leben austreibt, den zu stärken universitäre Bildung in der bürgerlichen Epoche einmal versprochen haben mag. Wenn nicht gar gleich auf den geringsten ideologische Deckmantel verzichtet wird und etwa mittels fragwürdigster Seminare

über Fußballfankultur die Barbarei direkt – ich möchte sagen: *herausposaunt* wird. Seminare, deren Existenz offenkundig weniger aus der zweifellos notwendigen wissenschaftlichen Durchdringung dieses intrikaten Gegenstandes sich speist, als vielmehr der auf der Ebene der Lebensform vollzogenen Identifikation noch mit den rohesten Formen des geistesfeindlichen Verhaltens direkt nachfolgt, um die letzten Reste eines stabilen Ichs mit diabolischem Eifer auszutreiben. Nichts darf mehr an Subjektivität gemahnen, wo die vorzivilisatorischen Mechanismen einmal die Oberhand gewannen. Wenn der Bildung noch zu Hegels Zeiten das Versprechen innegewohnt haben mag, das plumpe rasonieren und reflektieren in Wissen aufzuheben, so ist an dessen Stelle heute die Ansicht getreten, so ernst sei es mit dieser Wissenschaft gar nicht zu nehmen und es reiche schon, ein paar Befindlichkeiten, Stimmungen und die Bereitschaft, sich rege am außer- und vorphilosophischem Meinungsaustausch zu beteiligen, mitzubringen. Sekundärtugenden, wie sie allenfalls der Heideggerischen Fundamentalontologie gut anstünden, die sich dann jedoch immerhin noch mit einem halbwegs unfallfreien Griechisch und Latein, sowie einigem philologischem Eifer auf die Texte stürzte – darin ihren heutigen windigen Epigonen voraus, die ihre fehlenden Griechischkenntnisse sowohl durch ein Mehr an Erfindungsreichtum als auch

die Ersetzung des Schwarzwaldes durch die sogenannte *Popululärkultur* aufzuwiegen sich anschicken –, wengleich sie (also die Fundamentalontologie) die von ihr misshandelten Texte mit sophistischer Finesse eilfertig in den *Hochschwarzwald* verlegte, wo diese – mit Gewalt fratzenhaft verzerrt – den konservativen Bildungsbürgern als Surrogat von Tiefsinn erschienen und dem Geist der bürgerlichen Epoche Hohn lachten. Es bedarf jedenfalls keiner gesonderten Untersuchungen, um diejenigen Psychodynamiken zu benennen, die diesem postmodernen Strafbefürnis zugrunde liegen, das sich dann in Hass auf all das entlädt, was dem unbändigen Willen, intellektuell in die Steinzeit zu regredieren, an zivilisatorischen Rudimenten im Wege steht. Kein Wunder auch, dass diese Schicht intellektuell prekariert und vom Stumpfsinn des Betriebs allmählich weichgekochter Studierender noch für die reaktionärsten Unternehmungen sich hergibt.

Dem kann – und darf – die Trinkhalle nicht länger tatenlos zusehen. Der heilige Protest, der einst im Dreieck zwischen Ivi, Studihaus und Tannenbaum (wenn ich mehr Zeit hätte, würde ich außerdem auf die Protest-Relaisstation *Volkswirtschaft* eingehen) der heilige Protest also, der einst als schwarze Messe der Bockenheimer Linken zelebriert wurde und der sich nun, nachdem das Ivi den phallogozentristischen Wirtschaftsimperativen einer geldgierigen



Unileitung zum Opfer fiel, als Gespenst des Protests spukt – weder tot noch lebendig und doch zugleich tot und lebendig – auf einer Linie: Das Dreieck wurde zur Linie, der Protest büßte mit dem IvI seine Dreidimensionalität ein (und das schließt auch die ganze Problematik der Trinität mit ein und man müsste nun alle Texte von der Bibel bis zum dritten Band des Kapitals einer erneuten Lektüre unterziehen und dabei vor allem die Hegelsche Dialektik mit ihrer teleo-theologischen, ihrer onto-theologischen Struktur, die stets die trinitäre Struktur reproduziert, die, wie sich am Schema von Vater und Sohn, das so wesentlich für das Christentum zu sein scheint, zeigt, und sich bis in das Kapitel, das Hegel in der Rechtsphilosophie der Familie widmet, fortsetzt. Man müsste all diese Diskurse nachzeichnen, aber aus Zeitgründen verzichte ich auf diese zweifellos unverzichtbare Analyse und widme mich weiter der Linie, die vom Studihaus, dem zentralen phallisch-ontologischen Operator der Bockenheimer Linken, über die Volkswirtschaft bis zum Tannenbaum führt). Diese Linie, die Linie des Protests, die Protestlinie, wie ich sie abkürzend nennen werde, um nicht jedes Mal das ganze Genre, die ganze Genese und vor allem die ganze Genealogie, die von gewissen Ereignissen bei der Neugründung der Goethe-Universität nach den Ereignissen, die den Zweiten Weltkrieg hier zu nennen ich mich auch bloß aus Zeitgründen

wage, nicht schwiegen und auch dieses KoZ nicht unberücksichtigt lassen dürfte, – diese Protestlinie, wo der lebendig-tote oder tot-lebendige Protest jeder Selbstpräsenz eines Subjekts entgeht, wo die Zeit aus den Fugen geraten zu sein scheint (*the time is out of joint*, sagt Hamlet; *I am thy father's spirit*, sagt der Geist), wo also die Zeit aus den Fugen geraten zu sein scheint und der Protest als Widergänger die lebenden Heimsucht ... wo die Heimsuchung sich als Ereignis Bahn bricht und ganz Bockenheim, diesen Stadtteil aus Studierenden und Hausbesetzern, hausbesetzenden Studierenden und studierenden Hausbesetzern, ganz Bockenheim also Zeuge eines irreduziblen Spuks wird. Immer wird man diesen Spuk leugnen können und behaupten können, er hätte nicht stattgefunden. Die Trinkhalle jedoch möchte ihn nicht leugnen. Sie möchte ihm Rechnung tragen. Sie möchte dem Spuk Rechnung tragen und mit den Gespenstern rechnen. Aber heißt das nicht, mit dem Unberechenbaren rechnen? Das Unberechenbare einer hyperbolischen Ökonomie unterwerfen, die nur den Fehler nicht begehen dürfte, das Unberechenbare zum Berechenbaren zu machen. Man muss mit dem Unberechenbaren als *Unberechenbaren* rechnen. Es könnte sein, dass man damit rechnen muss, dass das unberechenbare *Gespenst* des Protests Teil des Kalküls sein muss. *Ein* Gespenst? – Seit jeher zerstreut, disseminiert gibt es *mehr als ein* und *weniger als ein* Gespenst. Der Protest, wenn es ihn gab, steht immer im Plural. Er ist der Plural selbst: Ein Plural der immer weniger gewesen sein wird als ein Singular. Dieser Protest steht jedenfalls bevor. Aber er schreibt sich nicht fügsam in die Kette der Gegenwart ein, gemäß der institutionalisierten Ordnung eines Kalenders. *Er hat kein Datum*. Aber er steht bevor. Messianisch. Er ist das Messianische selbst. Daran möchte die Trinkhalle heute erinnern. Und wenn mehr Zeit wäre, würde ich über all das sprechen, was ich hier aus Zeitgründen nicht sagen konnte. Stattdessen komme ich jetzt direkt zum Punkt: Der Protest steht bevor. Natürlich ist die Trinkhalle *gegen* den bevorstehenden und den vergangenen Protest. Die Philosophen haben den Protest nur verschieden interpretiert und ihn im Voraus zu verkünden oder im Nachhinein zu kommentieren versucht, aber es kommt darauf an, den Protest zu *verwirklichen*. Gegen den vergangenen und den künftigen Protest, in dem die Phrase den Protest übersteigt, bringt die Trinkhalle den *wahren Protest* wieder ins Spiel. Der wahre Protest – der Protest *sans phrase*, wie man in der Trinkhalle sagt – kann seine Poesie nicht mehr aus dem *Bockenheimer Muff* schöpfen, sondern muss sich der Vergangenheit entschlagen und sich seine eigene Sprache schaffen. – Jenseits konservativer Rebellionsangebote à la *Café Anna Blume* und Konsorten, wo der vergangene Protest mit dem Grinsen des Staubsaugervertreeters und mit leninistischen Parolen halbherzig ausstaffiert als

vermeintliche Neuheit beim gegen derartige Hinterlist kaum gefeiten universitären Lumpenproletariat an den Mann gebracht wird. Man kann nicht beim Abriss des AfE-Turms stehen bleiben, sondern muss die Bockenheimer Toten ihre Toten begraben lassen. Der historische Kompromiss, dem Abriss des AfE-Turms und dem Verkauf des IvI tatenlos zuzusehen, um im Tausch dafür die vage Hoffnung auf einen Protest zu behalten, der den vergangenen Protest hilflos karikiert, ist eine *Farce*. Der bevorstehende Protest ist die Eskamotage des vergangenen Protests und an deren Ende steht nicht der Umsturz all derjenigen Verhältnisse, in denen der Mensch ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist, sondern das Rad der Zeit wird – im Gewande der Avantgarde von gestern – unbarmherzig zurückgedreht. Dieser *New Deal*, in dem die Schuldigen, die zu benennen die Trinkhalle keinen Augenblick länger zu zögern bereit ist, den wahren Protest gegen Studihaus, Volkswirtschaft und Tannenbaum verschachtelten, ist an eine historische Grenze gekommen und hat sich selbst überlebt, weshalb die Trinkhalle diesem Treiben ein Ende zu machen sich vorgesetzt hat. – Jeder weiß, dass *New Labour* über die halbherzigen Versuche des Thatcherismus, der Arbeiterbewegung den Todesstoß zu versetzen, nur müde lächeln kann: Das Ideal Thatchers verblasste vor der Wirklichkeit Tony Blairs und alle Versuche, den bevorstehenden Protest weiter in Bockenheim zu konservieren, wiederholen den historischen Kuhhandel nur auf einer höheren Ebene: Den Blair von einst (diese Karikatur Roosevelts) beerbt nämlich der Hollande von heute. Der Weltgeist muss ein Schalk sein und der Weg des Protests scheint vorgezeichnet: Er mündet in die völlige Idiotie. In Zeiten um sich greifender Barbarei des schon vergangenen und des bloß bevorstehenden Protests gebieten es die Erfordernisse der Situation, dass die Trinkhalle durch die kühne Tat – und nun zitiere ich Adorno und Horkheimer – „das Verhängnis, das Vernunft allein nicht wenden kann“, auflöst. Bockenheim ist nur ein anderes Wort für Vorgeschichte. *Trinkhalle heißt Angriff*.

von A & A

1 Vgl. die zu diesem Thema einschlägige Studie: J. Bruhn, „Bockenheim ist überall“ (im Internet abrufbar unter: <http://www.ca-ira.net/isf/beitraege/pdf/bruhn-bockenheim.ueberall.pdf>).



Der Protest steht bevor – ein Vorspiel zum Lutherjahr

Thesen zum Protest(-antismus) & seiner Beteiligung an der Annexion der Deutschen Demokratischen Republik

These I.

Der Protest unterscheidet. Der Protest hat einen mit Deutscher Intelligenzija, Bahamas-Redaktion und Axel Honneth geteilten Blick für die ontisch-ontologische Differenz zwischen Kommunismus, wahlweise mit C, und autoritär-sowjetischem, bolschewistisch-antidemokratischem realsozialistischem Pseudokommunismus. Als 1918 das russische Proletariat seine Diktatur zu errichten begann, frohlockte der zu diesem Zeitpunkt noch in den Kinderschuhen steckende Berliner Protest bereits ob der bevorstehenden Demonstrationen am Antidemokratischen Schutzwall zwischen SBZ und Reich der versprochenen Freiheit – der Protest wird von Figuren retroaktiver Zeitlichkeit weder eingeschränkt, noch relativiert, sein Zukunftsbezug ist positiv bestimmend.

These II.

Der Protest ist vorwärtsgewandt. Das Bevorstehen seiner selbst ist Voraussetzung seiner Präsenz. Der Protest weiß natürlich, die vor- und nachmarxistische Lüge vom dialektischen Vorwärtstreiben des Widerspruchs von Produktivkraft und Produktionsverhältnis zu entschlüsseln, verabschiedet die emphatische Idee des Fortschritts jedoch nicht und weiß Phänomene aus Historie und Gegenwart in progressiv und antiprogessiv einzuteilen. Dieser antikafkaeske Aspekt des protest-antischen Theoriegebäudes triumphiert feierlich über historische Situationen des Pessimismus, blendet den Rückspiegel gegen nicht nur Lessings aufklärerisches Tageslicht ab und weiß die stalinistische Gretchenfrage neu zu stellen: Genosse, vorwärts oder rückwärts? Glücklicherweise notiert der durch sein Alter ent-autorisierte Horkheimer, dass die deutsche Aufklärung nicht von Kant und Lessing, sondern von Marx und Engels getragen wird und liefert der Artillerie des Protests damit die Projektile, um den altersschwachen Leninisten, samt seiner roten Fahne ins Reich der Gespenster zu verbannen.

These III.

Als sie kamen und die Stalinisten holten, haben wir gefeiert. Wir waren ja keine Stalinisten. Der Stalinismus ist würdig, denn er will zu Grunde gehen. Also spricht der Protest. Dritte These: Der Protest ist platonisch. Im Gedränge des Athener Marktplatzes der kritischen Alternativen spricht das Gespenst des Sokrates, der *aus Weisheit* nicht geschrieben hat, durch seine Manifestierungen hindurch und fragt: was ist der Protest? Die sophistische Antwort bestünde darin, die Unverständlichkeit der Frage herauszustellen und protestierende Dinge zu benennen: Der Kessel, das Weib, die Freiheit. Der Protest jedoch merkt auf, erkennt sein ureigenstes selbst, verwechselt mit dem dümmlichen Grinsen der Siegesgewissheit auf den Lippen die sokratische Frage mit der Frage der Sphinx, antwortet *es ist der Mensch* und schreibt sich damit ein, in die seit 2000 Jahren nicht endende Diktatur der platonischen Hinterwelt.

These IV.

Dem Protest ist mit Dialektik nicht beizukommen, denn diese taugt nicht. Zumindest nicht zur Agitation. Der Untergang Griechenlands ging zwar durchaus mit dem Siegeszug des dem Giftbecher, der sophistischen Streikpropaganda und jeder antizipierten inszenierten Ärzteverschwörung trotzen Socrates einher, wurde aber keineswegs durch diesen verursacht. Kein Grieche hätte sich der sokratischen Rebellion, als deren Wiedergänger den Protest zu bezeichnen wir und andere nicht zu plump sind, angeschlossen, hätte nicht schon vorher der schwere Dunst kommender Tage auf Gemüt und Seele des Griechischen Gemeinwesens gelegen. Den Feind mit den Mitteln des um eine verhängnisvolle „Stunde Null“ zu spät absterbenden Staates darnieder zu halten, wäre den sich aus dem Lumpenproletariat rekrutierenden Jüngern des die Jugend verderbenden Putschisten niemals in den Sinn gekommen, was einerseits ihre Wirkung als Urszene des Protests und andererseits ihre Attraktivität für Pazifisten, Rot-Grüne und andere AfD-nahe Burschenschaftler zu verstehen hilft. Die Richterstühle vorbürgerlicher Vernunft sprachen wahr, gut und schön, als sie in Sachen Symptombekämpfung den Giftmischer beauftragten, vergaßen dabei jedoch verhängnisvollerweise, gleich noch die Anhänger und Nachahmer und vorsichtshalber noch ein paar Unbeteiligte nach Sibirien zu schicken und damit das Stellen der Fragen zu verhindern, deren Beantwortung heute nicht nur die akademische Jugend verwirrt, verdummt und ihre Sitten verdirbt.

These V.

Der Protest ist Spur und Leugnung der Tat. Eine Ergänzung des jungen Luther um Cartesische Polemik und scholastische Beharrlichkeit, würde nach einer intensiven Lektüre derjenigen Koransuren, die die Strafbarkeit zwar nicht aufheben, aber die Urteilsvollstreckung umgehen, zu ungeahnten Resultaten führen. Niemand im Lager des Protests hatte kommen sehen, dass der weiße Terror mit anderen Drittmitteln fortgesetzt würde und das Unipräsidium gleich mehrere Häuser besetzen- und in der Rolle des Advokatus Dei die Trinkhalle zum Zentrum ihres 5-Jahres-Plans zu machen sich einreden lassen würde. Dieser Sieg ist jedoch nur temporär. Die Begründung liefert die...

These VI.

Die Gefahr des Protests liegt in potentia über jedem Gemeinwesen, wie ein Alb auf der Brust des allzu friedlich von der Revolution Träumenden – jedoch nicht als Aggressor von *außen*. Wie Adorno sinngemäß notiert, fürchtet er sich folgerichtig mehr vor den protestantischen Tendenzen *in* der Demokratie als vor denen *gegen* die Demokratie. Frühere Gesellschaften haben beachtliche Mechanismen entwickelt, um das Umschlagen von Produktion in Protest zu verhindern. Man täusche sich nicht darüber, dass die gesellschaftliche Funktion der kolossalen religiösen Prunkbauten im Wesentlichen das im-Keim-Ersticken jeder Protestbewegung ist. Es ist schon nicht mehr nötig, darauf hinzuweisen, dass mit Luther und seinem Protestplenum auch das Kirchenbauen aufgehört hat und auch ein politisches Gemeinwesen, wie die Trinkhalle, vor dem Umschlag in Protest nicht gefeit ist, solange die Dialektik von Reformation und Revolution nicht in die Alternative SED-Staat oder Protest transformiert wurde.

These VII.

Der Protest führt den Ostfeldzug mit den Kantianischen Mitteln des Theodor W. Adorno fort und hätte sich ursprünglich solche Schützenhilfe bei der Annexion der DDR niemals träumen lassen. Es blitzten in der Nacht der Studiengebühren-verhindernden Autobahnbesetzung, vom Protestzeltlager gut zu sehen, bereits die Sterne der *äußerst* kritischen Wissenschaft am Abendhimmel – Menetekel oder Epiphanie?

These VIII.

Der Protest steht bevor und uns dunkle Zeiten. Die Vaterlandslosen haben nichts zu verlieren, als. Vereinigt euch!

von A & A



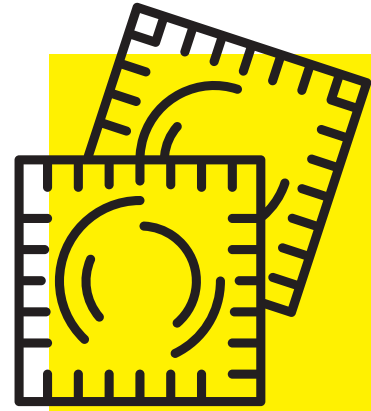
Warum ich mit Sicherheit verliebt bin

7 Uhr. Montag. Dunkel und kalt. Der Kaffee hat nicht viel geholfen. Letzter Blick in den Koffer: Reichen 60 Kondome? Ach, beim letzten Mal waren 40 völlig ausreichend.

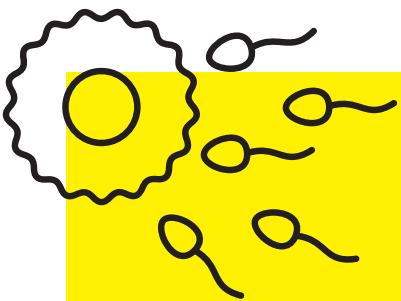
6 Stunden später fällt hinter meinen Team-Kollegen und mir die Tür der Gesamtschule im Nordend zu. Erschöpft, aber zufrieden ziehen wir unser Fazit: „Hat sich wieder gelohnt. Das frühe Aufstehen war nicht umsonst.“

Wer sind wir? Wir sind Medizinstudierende, die für die Initiative *MSV – Mit Sicherheit verliebt* – aktiv sind. Dieses Projekt ist eine Arbeitsgruppe der Bundesvertretung der Medizinstudierenden in Deutschland (bvmd), das Schüler*innen der Jahrgangsstufe 6 bis 10 darin unterstützen möchte, eine selbstbestimmte, reflektierte und somit gesunde Beziehung zu ihrer Sexualität zu entwickeln.¹

Mit dem folgenden fiktiven Interview wollen wir einen kurzen Einblick in unsere Arbeit liefern.

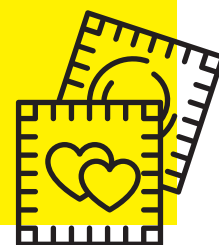


Marietheres Hilke



¹ Mehr Infos unter: www.bvmd.de/unsere-arbeit/projekte/mit-sicherheit-verliebt

Mit Sicherheit verliebt gibt es seit 5 Jahren in Frankfurt am Main. Kontakt zur Lokalgruppenvertretung über msv.frankfurt@gmail.com



Wer klärt in Deutschland auf?

Bei 68% der Mädchen sind es die Mütter, die aufklären. Viele Jungen werden von ihren älteren Brüdern an die Hand genommen. Und dann gibt es noch flüsternde und kichernde Freunde mit Halbwahrheiten und Gerüchten. Für viele Jugendliche ist der erste Berührungspunkt der Sexualkundeunterricht.

Und reicht das nicht aus?

Oft leider nicht. Private Fragen und Probleme sind für die Jugendlichen oft zu schambelastet. Meinen Lehrer, den ich vermutlich die nächsten 4 Jahre noch in Biologie vor mir stehen habe, will ich nicht nach Analsex und Pornos fragen. Und gerade diese Themen stehen in unseren Schulstunden oft im Raum. Sich im Internet Pornos anzuschauen, ist heutzutage nicht schwer. Aber wen fragt man, ob es wehtut, wenn das Jungfernhäutchen reißt, oder, ob es normal ist, wenn der Mann der Frau ins Gesicht ejakuliert?

Und was antwortet ihr auf solche Fragen?

Wir versuchen immer ganz sachlich zu bleiben, gesundheitliche Risiken aufzuzeigen und klarzustellen, dass die Basis einer gesunden Sexualität Gleichberechtigung, Wissen und Einvernehmen ist. Manchmal erzählen wir von eigenen Erfahrungen: zum Beispiel vom ersten Termin beim Frauenarzt. Dadurch, dass wir nur wenig älter sind als die Schüler, haben wir einen Zugang auf Augenhöhe. Sie fühlen sich verstanden und erleben durch uns, dass Sexualität nicht perfekt sein muss. Traditionelle Sexualpädagogik

behandelt oft einseitig negative Themen wie STIs und ungewollte Schwangerschaft. Wir versuchen auch einen positiven Ansatz miteinzubringen und geben den Schüler*innen z.B. die Möglichkeit sich in geschlechtergetrennten Gruppen gegenseitigen Fragen zu stellen. Dann kommt sowas wie: „Was findet ihr gut an Mädchen/Jungen?“ oder „Wie wünscht ihr euch das erste Mal?“ Trotzdem sind natürlich auch Verhütungsmittel, Geschlechtskrankheiten etc. ein Kernthema unserer Schulbesuche, weil wir auf Sicherheit viel Wert legen.

Wie geht ihr denn dann konkret vor?

Wir haben eine breite Palette an Methoden. Unser Ansatz ist oft spielerisch. Wir wollen die Jugendlichen miteinbeziehen. Oft thematisieren wir Alltagsprobleme und fördern so die eigene Reflexion. Während des Schulbesuchs versuchen wir als Teil der Gruppe zu interagieren und nicht als Lehrpersonal. Vor jedem Schulbesuch stellen wir individuell unser Programm zusammen. Natürlich haben wir unsere Standardmethoden, aber im Endeffekt ist jeder Schulbesuch anders. Auch deshalb, weil die Schüler*innen immer wieder neue Denkanstöße mit einbringen.

Woraus leitet ihr eure Berechtigung ab, überhaupt richtig aufklären zu können?

Als angehende Ärzte haben wir während unseres Studiums viele wichtige Themen wie Anatomie, Geschlechtskrankheiten und Verhütungsmittel auf dem Lehrplan. Wir sind davon überzeugt, dass eine

gute Sexualaufklärung die Basis für eine gesunde sexuelle Entwicklung ist. Nur mit dem nötigen Wissen ist Schutz vor sexuell übertragbaren Infektionen und gleichberechtigter Umgang in Beziehungen möglich. Wir bieten den Schüler*innen schon früh das Angebot, sachlich und ohne falsche Schamgefühle über Sex zu sprechen.

An welche Schulen geht ihr?

Wir arbeiten vor allem an weiterführenden Schulen, aber weiten unsere Arbeit auch gerne auf andere Schulformen aus. Im Moment stehen wir unter anderem im Kontakt mit einer Schule für Gehörlose. Dafür müssen wir viele unserer Methoden anpassen. Auf diese Herausforderung freuen wir uns schon.

Wir haben eine große Gruppe Stammkunden, also Schulen, an die wir seit mehreren Jahren immer wieder gehen. Mit den Lehrer*innen halten wir dann den Kontakt aufrecht und bekommen auch viel positives Feedback.

Was bedeutet dir persönlich das Projekt?

Für mich ist der Zusammenhalt zwischen unseren Mitgliedern wichtig. Offen und frei über so private Themen sprechen zu können, sich auszutauschen und immer wieder zu erfahren, wie unterschiedlich Sexualität gelebt und gedacht werden kann. Ich glaube, dass wir durch unsere Arbeit viel ungutes Halbwissen auslöschen können und einen Teil dazu beitragen, dass die Jugendlichen ihre Sexualität ehrlich und selbstbestimmt erleben können.

AStA

**Allgemeiner Studierendenausschuss
der Universität Frankfurt am Main**
im Studierendenhaus,
Mertonstraße 26–28, 60325 Frankfurt
Tel 069 798–23181
Fax 069 7020–39
e-mail info@asta.uni-frankfurt.de
asta-frankfurt.de

Sekretariat Regine Nicoleit
im Studierendenhaus, Raum B2
Mo, Di, Do, Fr 9:30–12:30 Uhr
Mo, Di, Do 13:30–15 Uhr
Tel 069 798–23181
Fax 069 7020–39
e-mail info@asta.uni-frankfurt.de

Beratung & Hilfe

AStA-Rechts- und BAFÖG-Hilfe
im Raum B7 im Studierendenhaus
auf dem Campus Bockenheimer:
Mo 10.15–11 Uhr,
Fr 15.30–16.15 Uhr

im Beratungcenter AStA Haus
(Random White House) auf dem
IG Farben Campus – Westend:
Di 16–16.45 Uhr
Mi 9.15–10 Uhr
Do 17.45–18.30 Uhr

AStA-Sozialberatung

e-mail soziales@asta.uni-frankfurt.de
Termine für das Wintersemester2016/2017
in der Vorlesungszeit vom
17.10.2016–8.2.2017:

auf dem Campus Bockenheimer,
Studierendenhaus, Raum B7:
Mo 10–12 Uhr

auf dem Campus Riedberg,
Otto-Stern-Zentrum S1:
Mi 12–14 Uhr

auf dem IG Farben Campus,
Westend, PEG 4G. 097
Fr 10–12 Uhr

AStA-Mietrechtsberatung

Immer Donnerstags 16–18 Uhr
im AStA Haus (RWH) IG-Farben Campus
[www.mhm-ffm.de/Seiten/ASTA
Mietrechtsberatung.html](http://www.mhm-ffm.de/Seiten/ASTA_Mietrechtsberatung.html)

Campus Office

Arbeits- und sozialrechtliche Anfangsbera-
tung für Studierende der Goethe-Universität,
im AStA Beratungcenter
Di 14–16 Uhr (Alex)
Mi 14–16 Uhr (Clara)
e-mail campusoffice@asta-frankfurt.de

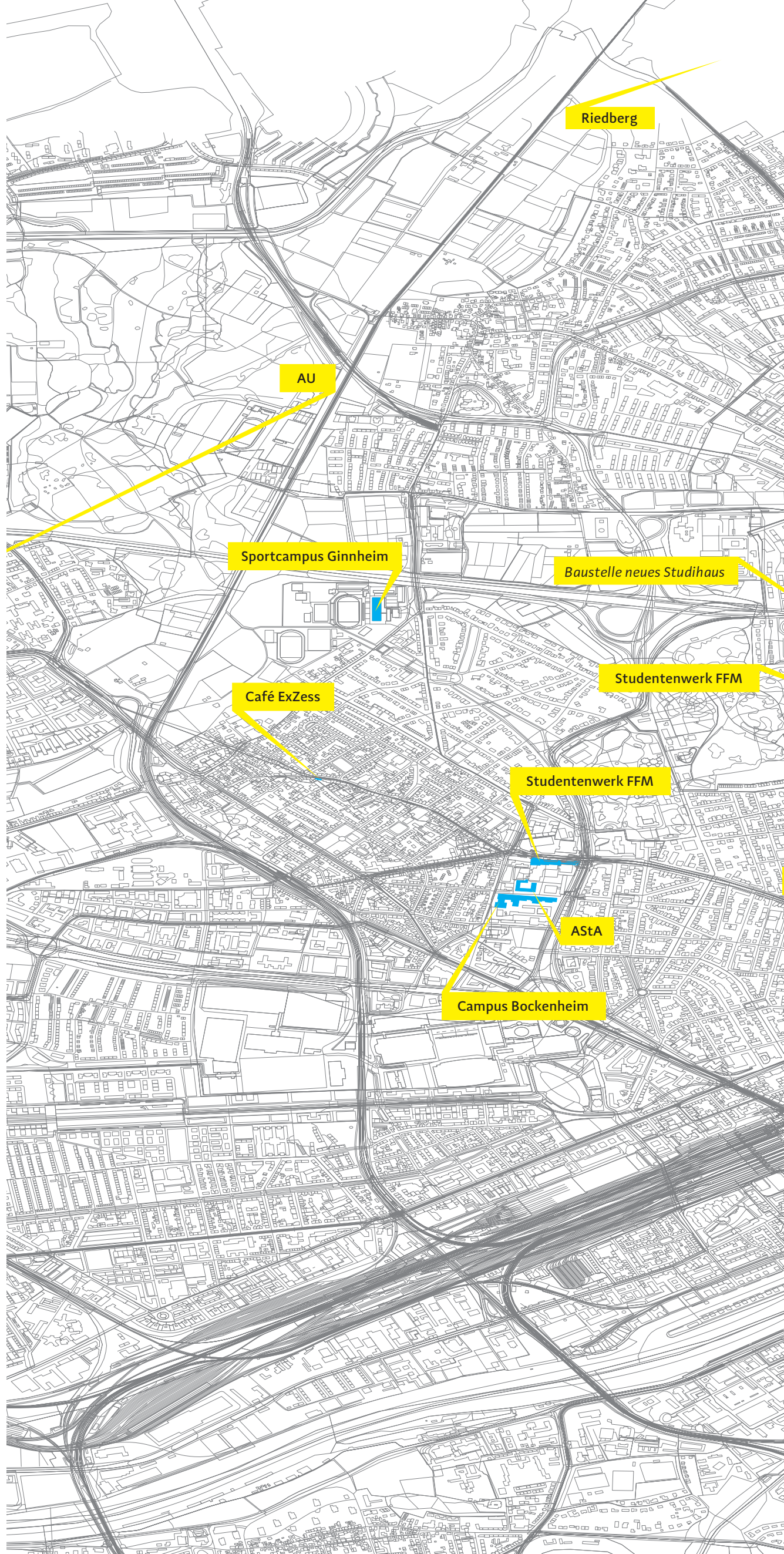
**Fördermöglichkeiten
für Studierende mit Behinderung**
www.barrierefrei-studieren.de

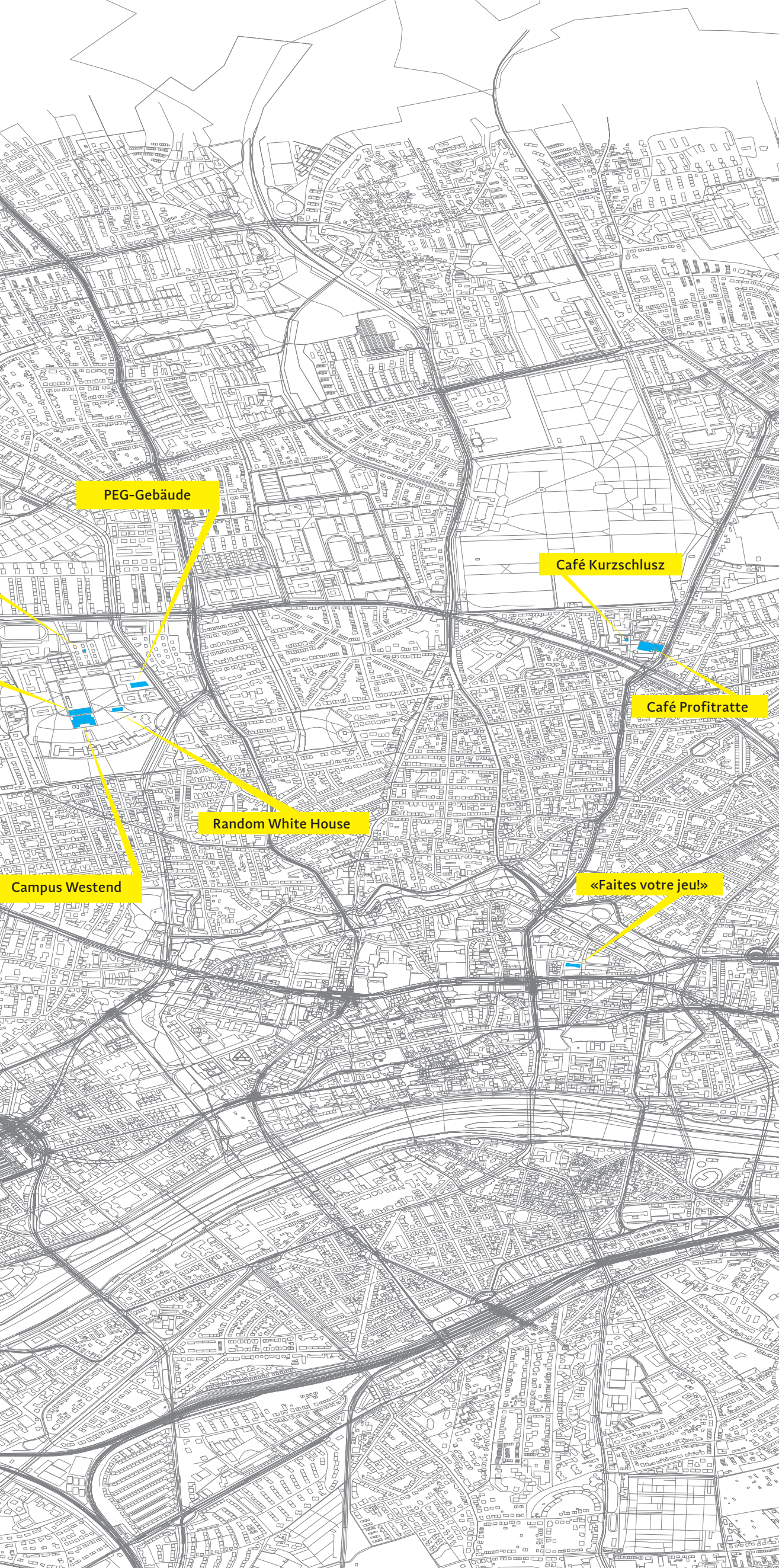
Studentischer Projektrat

projektratunifrankfurt.wordpress.com
e-mail Projektrat.unifrankfurt@gmx.de

Wohnraum gesucht!

www.wohnraum-gesucht.de





Autonome Referate

Autonomes AusländerInnenreferat

Tel 06979825236
e-mail alrf@stud.uni-frankfurt.de

Autonomes FrauenLesben-Referat

http://aflr.blogspot.de
Tel 069-798 23095

Autonomes Schwulenreferat

www.frankfurter-schwule.de
Tel 06979823052

Autonomes Inklusionsreferat

e-mail inklusionunifrankfurt@gmail.com

Autonomes Elternreferat

Tel 015223535351
e-mail eltern@asta-frankfurt.de

Sonstige

Academic Experience Worldwide

www.aeworldwide.de

Hilfskraftinitiative Frankfurt

E-mail hilfskraftini-ffm@lists.riseup.net

AK Recht (Ermittlungsausschuss)

www.akrechtunifrankfurt.wordpress.com

AK Kritische Jurist_innen der Uni Frankfurt

www.facebook.com/akjffm
e-mail akj-frankfurt@gmx.de

Halkyonische Assoziation

für radikale Philosophie, www.harp.tf

Initiative Kritische Ökonomik

kritische-oekonomik.de

Initiative Studierender am IG-Farben Campus

initivestudierenderamigfarbencampus.wordpress.de

UTV, facebook.com/utvfrankfurt

youtube.com/utvfrankfurt

Project Shelter, www.projectshelter.net

Pupille e.V. – Kino in der Uni

jeweils um 20:15 Uhr, Eintritt 3€,
Campus Bockenheim, www.pupille.org

Campus Trinkhalle

am IG Farben Campus (AStA-Kiosk)

Café Anna Blume, IG 0.155

Philo-Café, IG 2.451

Fachschaftscafé Jura & WiWi

RuW 1.127, IG Farben Campus

TuCa, PEG 1.G 208, IG Farben Campus

Café KOZ Mertonstr. 26, im Studierendenhaus

Café Profitratte Gleimstraße 2, FH Frankfurt

Café Kurzschluss, Kleiststr. 5, Rotes Haus, FH Fr.

Unter_bau, unterbau.org

Autonome Zentren

IVI – Institut für vergleichende Irrelevanz

zur Zeit ohne Wohnsitz
www.ivi.copyriot.com

«Faites votre jeu!»

im ehemaligen Polizeigefängnis »Klapperfeld«
Klapperfeldstraße 5, 60313 Frankfurt,
www.klapperfeld.de

Café ExZess

Leipziger Straße 91, 60487 Frankfurt
www.cafe-exzess.tk

AU in der Au 14–16, 60489 Frankfurt

www.au-frankfurt.org

Call for Papers

Universität und Revolution

1867, 1917, 1967 – Im Jahr 2017 jähren sich Ereignisse, die ohne einander nicht zu denken sind und die auf je unterschiedliche Weise das Verhältnis von Universität und Revolution zu bestimmen erlauben. 1867 erscheint Karl Marx' „Das Kapital“ – eine wissenschaftliche Revolution, ganz ohne institutionell-universitäre Einbindung; 1917 ist das Jahr der Russischen Revolution, mit ihr Verbunden das Versprechen der Emanzipation der Menschheit; 1967 markiert einen neuen Aufbruch, den der Neuen Linken, der ganz wesentlich von den Universitäten in Berkley, Paris, Berlin und nicht zuletzt auch von Frankfurt ausging.

Für die kommende Ausgabe der AStA-Zeitung stellen wir euch also die Frage: Was sagen uns diese Ereignisse heute noch? Und vor allem was verraten sie uns über das Verhältnis von Revolution und Universität, Wissenschaft und Politik?

Wir freuen uns über Beiträge zu folgenden und ähnlichen Fragen:

Beginn einer Revolution an den Universitäten?

2. Juni 1967: Während einer studentischen Demonstration gegen den Staatsbesuch des Schahs von Persien Reza Pahlewi wird Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen. Sein Tod gilt bis heute für viele als Startschuss einer studentischen Protestbewegung und tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderungen im Nachkriegsdeutschland der 60er-Jahre. Auch wenn die Ursachen dieser Entwicklung nicht alleine an einem Ereignis festgemacht werden können, war es doch vor allem eine gesellschaftliche Gruppe, die sich organisierte und protestierte: Studierende. Doch woher kam der Unmut der Studierende auf die Universitäten und die Forderungen nach einem allgemeinpolitischen Mandat der Studierendenschaft und akademischer Selbstverwaltung? Welche Zusammenhänge gibt es zwischen diesen Forderungen und der 68er Proteste, die nicht nur eine Änderung der Hochschule forderte? Welche Rolle spielte Gewalt in den studentischen Protesten und Aufbruch der 68er?

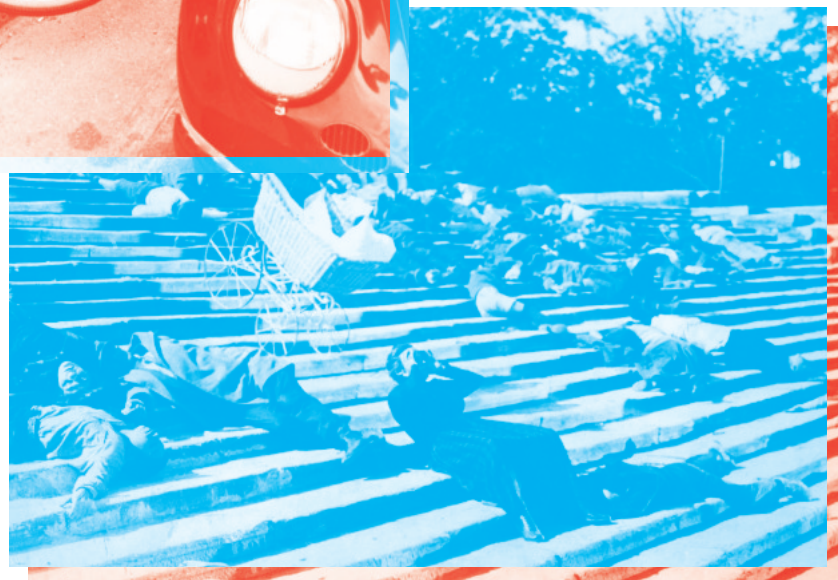
Welche Bedeutung hatten feministische Forderungen in den Protesten? Wodurch entfesselte sich eine radikale Kritik an patriarchalen Geschlechterverhältnissen in der bestehenden Gesellschaft, aber nicht zuletzt auch in den eigenen Reihen?

Vor dem Hintergrund des Vietnamkriegs erlangte die 68er Bewegung einen internationalen Charakter. Sie war nicht nur eine Studierendenbewegung, sondern auch eine Friedensbewegung, antikoniale Befreiungsbewegung, Frauenbewegung und Ökologiebewegung. Fast gleichzeitig entstanden in vielen westlichen Ländern zu der Zeit Proteste, die von studentischen Gruppen oder Arbeiter*innen ausgingen. Wie bedingten sich diese Proteste? Was war der Zusammenhang zwischen den einzelnen Protesten, haben sie sich nacheinander und gegenseitig beeinflusst (Domino-Effekt) oder sind sie relativ unabhängig voneinander entstanden? Richteten sich die Proteste in jedem Land gegen ähnliche gesellschaftliche Probleme? Wie waren sie untereinander vernetzt? Wie haben sich Kämpfe an der Uni und in Betrieben beeinflusst, gab es gemeinsame Forderungen?

Schließlich lässt sich die Frage nach der Rolle der Universitäten und Wissenschaft in diesem Aufbruch stellen: Welche Rolle spielte kritische Wissenschaft? Wie lässt sich heute der Dissens verstehen, der zwischen den berühmten Vertretern der Kritischen Theorie diesseits und jenseits des Atlantiks einstellte: Wieso verstand Herbert Marcuse Studierende als potenzielle revolutionäre Subjekte, während Max Horkheimer und Theodor W. Adorno eine studentische Besetzung des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt von der Polizei räumen lies?

last but not least: Welche Bedeutung wird dieser „Revolution“ im Rückblick zugesprochen: War sie ein Schritt in Richtung Emanzipation oder entfesselte sie – wenn auch ungewollt – eine neue kapitalistische Subjektivität?





2017 – Bologna-Reform, Exzellenzstrategie oder ein neuer Aufbruch?

Wie steht es heute, im Jahr 2017, um das Verhältnis von Revolution und Universität? Bietet die Universität heute noch Raum für Revolutionen und emanzipatorische gesellschaftliche Veränderungen? Lassen sich nach Bologna-Reform und der staatlich verordneten Jagd um Exzellenz die gesellschaftlichen Veränderungen, die um und an der Universität stattfinden nicht vielmehr als Gegenrevolution verstehen? Wie können wir, als Studierende, uns die Universität wieder aneignen? Welche Bedeutung haben Freiräume an der Uni für ein kritisches Studium und für die Entwicklungen von progressiven Forderungen? Ist die Bereitschaft dafür da, den Status quo zu verändern oder nimmt die Universität heute mehr die Rolle des Karrieresprungbretts ein, ohne das Bedürfnis nach Veränderung zu wecken? Was ist aus den Hörsaalbesetzungen 2009 und Autobahnblockaden 2006 gegen Studiengebühren geworden? Warum ist das Interesse für die erneute Einführung von verschiedenen Formen von Studiengebühren heute so gering? Was müsste passieren, damit in Frankfurt wieder „französische Verhältnisse“ einkehren? Nachdem unter anderem mit Trump in den USA und Erdogan in der Türkei rechte Regierungen ins Amt gekommen sind regt sich in Teilen der Wissenschaft aber auch wieder ein kritischer oder zumindest politischer Geist. Brauchte es erst eine rechte Bewegung für eine erneute Politisierung der Universitäten? Geht diese Politisierung heute eher von den Lehrenden und Forschenden als von den Studierenden aus? Ist sie eine reine Reaktion auf eine zunehmend autoritärer werdenden Politik oder liegt darin auch ein emanzipatorischer Anspruch?

Die Bedingungen für eine internationale Vernetzung von Studierenden haben sich verändert. Durch Erasmus, Facebook und Billigflüge haben sich Möglichkeiten aufgetan, die '68 noch nicht da gewesen sind, aber gibt es heute eine vergleichbare internationale Dynamik wie es '68 der Fall war?

Wir blicken mit Spannung auf die Zukunft und eure Beiträge zum Thema: „Universität und Revolution“. Schickt eure Texte (max. 8.000 Zeichen; Word- oder Open-Office-Format) oder Bilder bitte bis zum 15. November 2017 an: zeitung@asta-frankfurt.de

Wir freuen uns auch über aktuelle Beiträge jenseits des Themenschwerpunkts. Wenn ihr Fragen hierzu habt, dann schreibt uns einfach an.

Eure AStA-Zeitungsredaktion

von 1917 zu 1867 – Das Versprechen der Emanzipation

Nicht nur das Emanzipationsversprechen verbindet die 68er Bewegung mit dem Jahr 1917: Es stellt sich daher die Frage, ob die Ereignisse von 1967/68 ohne das Jahr 1917, den Beginn der Russischen Revolution, und ohne ihr Scheitern verstanden werden können. Doch worin bestand das Emanzipationsversprechen? Und worin besteht ihr Scheitern? Warum faszinierte die Revolution so viele Intellektuelle und Künstler*innen, sodass Russland für kurze Zeit nicht nur zu einem Zentrum künstlerischer Avantgarde, sondern auch experimenteller Lebensformen wird? Welche Rolle spielten Studierende und Intellektuelle in der Russischen Revolution und im leninistischen Revolutionskonzept? Lässt sich die Russische Revolution als die Vollendung der Aufklärung verstehen, als die Verwirklichung von Freiheit und Gleichheit für alle? Oder zeigt sich nicht viel mehr im Scheitern der Revolution ein problematischer Wahrheitsanspruch? Welche Rolle spielte die Einführung des allgemeinen aktiven wie passiven Wahlrechts für Frauen in Russland 1917 für die Emanzipation der Frauen weltweit? Im Jubiläumswahn blicken wir jetzt noch einmal 50 Jahre zurück in das Jahr 1867: Da erscheint der erste Band des Kapitals - er ist eine wissenschaftliche Sensation und zugleich eine radikale Wissenschaftskritik. Verfasst in der British Library, arbeitete Karl Marx fernab des damaligen akademischen Betrieb. Was er zutage brachte, sollte ihm auch keine wissenschaftliche Reputation bringen, sondern die Welt verändern: Zu ihrer Emanzipation beitragen. Zeigt sich daran, dass die Universität gar nicht der richtige Ort für revolutionäre Gedanken ist? Wie müsste ein solcher Ort stattdessen aussehen?



15. September

Filmvorführung „Im inneren Kreis“.

Pupille, Studierendenhaus Campus Bockenheim

09.–13. Oktober

Mieten? Ja wat denn?!

Studierendenhaus Campus Bockenheim

12. Oktober

Uli Krug – „Der Wert und das Es“

im Rahmen der „Buch+Kritik“ Reihe

13. Oktober

AStA Ersti-Fest.

Studierendenhaus Campus Bockenheim

Veranstaltungsreihen des AStA

im Wintersemester 2017/2018:

**Oktober: „Buch+Kritik“ jährlich stattfindende
Reihe zur Buchmesse mit Buchvorstellungen**

November/ Dezember:

Veranstaltungsreihe Feminimus

**Tschetschenien. Zwischen Familie, Ehre und
Islam. Zur Schwulenverfolgung in Tschetschenien**

Thema der nächsten Ausgabe: **Universität und Revolution**